

SCHWÄBISCHE HEIMAT

2

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / JUNI 1966

Verein für vaterländische Naturkunde
in Württemberg e.V., 7 Stuttgart
Schloß Rosenstein, Ruf 4 09 46



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1966

17. Jahrgang

Zweites Heft — April / Juni

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 8.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 10.–. – Einzelheft DM 3.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

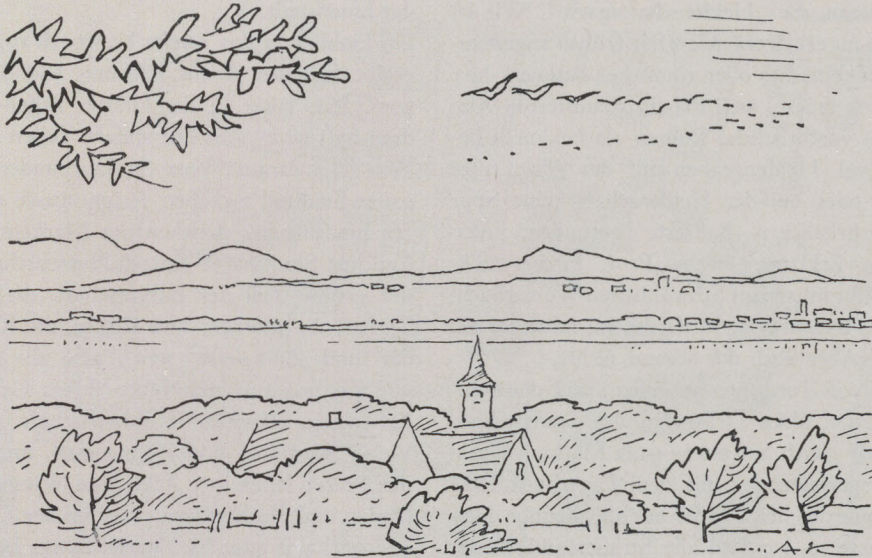
Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Narrenfigur aus dem Chor der Martinskirche Plieningen. – Aufnahme: Heinz Bardua

INHALT

- Bodensee
Gedicht von Adolf Koch 49
- Was sagt uns die „Heidenschaftsgasse“
in Kirchheim u. Teck
Von Otto Lau 50
- Feierstunde
Gedicht von Paul Häcker 55
- „Gott und die Wappen“. Symbole göttlicher
und weltlicher Herrschaft im Chor der
evang. Martinskirche in Stuttgart-
Plieningen
Von Heinz Bardua 56
- Alte Tröster im Bauernhaus
Von Angelika Bischoff-Luitblen 61
- Die Tragödie Hohenasperg (1777–1787)
Von Walther Bacmeister 67
- Stille Stunde am Wildsee
Gedicht von Werner Conzelmann 75
- Ein Proëchidna-Schnabeligel als Haustier
im Schwabenland
Von Max Kibler 76
- Eberhard David Hauber zum Gedenken
Von Ruthardt Oehme 79
- Württemberg und die deutsche Frage.
Bemerkungen zum deutschen Krieg
von 1866
Von Ernst Müller 81
- Was uns beschäftigt – was uns angeht .. 92
- Hermann Haering zum 80. Geburtstag
Von Walter Grube 94
- Noch einmal die „Rebflurbereinigungen“
Von Otto Linck 95
- Schillerpreis der Stadt Marbach an
Georg Wagner und Adolf Koch 96



Bodensee

Als der Eisstrom einst dich formte,
– vielgeliebter Bodensee –
ragten nur die höchsten Spitzen
übers Eis noch in die Höh.

Nur die höchsten Gipfel waren
nicht von kühler Flut verhüllt,
alles sonst vom Eis des Gletschers
kalt und tödlich ausgefüllt.

Später – ins verlaß'ne Bette
floß dein lebend Wasser nach,
und es füllte um die Wette
sprudelnd dich so mancher Bach.

Heute lockt in lichter Bläue
nun dein weiter Spiegel mich.
Bodensee! In alter Treue
grüß ich, Vielgeliebter, dich!

Adolf Koch

Was sagt uns die „Heidenschaftsgasse“ in Kirchheim u. Teck

Von Otto Lau

In der Südostecke der Altstadt Kirchheim, hinter der Sonnenbrauerei, liegt ein kleines Gäßchen mit alten kleinen Häusern, die „Heidenschaftsgasse“. Wie ist dieser Name zu erklären? Man hat früher angenommen, daß ein keltisches oder römisches Bauwerk hier gestanden sein müsse, weil die christianisierten Alamannen gern vorchristliche Ruinen als heidnisch bezeichneten (vgl. Heidengraben auf der Alb). Aber man hat in oder bei der Heidenschaft keine Spur solcher vorchristlicher Baureste gefunden. Also stimmt diese Erklärung nicht. Prof. Fischer, Tübingen, schreibt in seinem Schwäbischen Wörterbuch: „Der Name Heidenschaft in Kirchheim ist sicher ein Spottnamen.“ Aber auch das stimmt nicht.

Wir müssen von Tatsachen ausgehen, und diese finden wir in den alten Urkunden des Stadtarchivs. Da stoßen wir gleich auf etwas ganz Merkwürdiges: Auf dem Lagerplan, der mit dem Lagerbuch 1823 angefertigt wurde, heißt nicht nur die heutige Heidenschaftsgasse so, sondern alle Straßen südlich der Dreikönigsstraße; außerdem heißt die heutige Wellingstraße in ihrem östlichen Teil Heidenschaft und der ganze Stadtteil zwischen Jesingergasse und der südlichen Stadtmauer ist rechts überschrieben mit Heidenschaft (Abb. 1). Und wenn wir die Kaufbücher des 17. und 18. Jahrhunderts durchblättern, so finden wir bei den Kaufverträgen fast immer als Objekt des Kaufes eine „Behausung mit Scheuer in der Heidenschaft“ oder in der Jesingergasse, aber keines der Häuser, die im Jahre 1823 in der Dreikönigsstraße oder oberen, mittleren und unteren Markt-gasse da waren, wird verkauft. Also wurden diese Gassennamen erst Ende des 18. Jahrhunderts eingesetzt in die frühere Heidenschaft.

Gehen wir noch weiter zurück und schlagen das erste Kaufbuch des Stadtarchivs vom Jahre 1563–1578 auf: Hier werden Äcker und Wiesen, Krautländer und Hanfländer verkauft und Häuser. Diese verkauften Häuser liegen: in der oberen Vorstadt 19, in der unteren Vorstadt 8, in der Ötlinger Vorstadt 1; in der ummauerten Innenstadt liegen die Häuser: am Markt 2, in der Kirchgasse (westl. Max-Eyth-Straße) 2, beim Spital 1, am oberen Tor 6, am Jesinger Tor 2, am Ötlinger Tor 4, am unteren Tor 1, aber in der Heidenschaft 41 und der dazu gehörigen

Jesingergasse 14, also zusammen 55 Häuser in der Heidenschaft gegenüber 18 in den anderen Bezirken der Innenstadt.

Ein Einblick in das zweite Kaufbuch von 1579–1592 ergibt fast das gleiche Ergebnis wie das Kaufbuch von 1563: rund $\frac{2}{3}$ der Häuser liegen in der Heidenschaft und $\frac{1}{3}$ in den andern Teilen der Stadt.

Was folgt daraus? Vom 16. Jahrhundert an hieß der ganze Stadtteil zwischen Jesingergasse und der oberen Stadtmauer, zwischen der Marktstraße und der östlichen Stadtmauer einfach Heidenschaft. Hier saß der größte Teil der Bürgerschaft: die Weber und Tucher, die Metzger und Bäcker, die Küfer, Schneider und Zinngießer usw., also die Handwerker und Kaufmannschaft. Neben ihrem Gewerbebetrieb hatten sie alle ihre Landwirtschaft mit Scheuer, Vieh-, Schweine- und Hennenstall, und draußen in den Fluren lagen ihre Äcker und Wiesen, ihre Hanfländer und Krautgärten, und in der Ötlinger- und Jesingerhalde oder im Haarlet hatten sie ihren Wengerter, darum fehlte auch der Keller unter keinem Haus, ebensowenig der „Kuchengarten“ hinter dem Haus!

Was aber lag im 16. Jahrhundert im andern Teil der ummauerten Altstadt, im Westen und Norden der Heidenschaft? (Abb. 2) Da stand das herzogliche Schloß (Baubeginn 1538) mit den Marställen und Nebengebäuden; im westlichen Teil des Marktplatzes das Rathaus, ein dreigeschossiger Fachwerkgiebelbau der Renaissance, daneben der herzogliche Fruchtkasten (jetzt Haus Heinzelmann), um 1500 erbaut, dann das Spital zum Heiligen Geist mit sechs großen Gebäuden, anschließend die alte Lateinschule, das „steinerne“ Kornhaus (erbaut um 1550), das Bürgerhaus (jetzt Rathaus), die Martinskirche (Chor-einweihung 1453) mit den Pfarrhäusern; im Nordteil das Vogthaus, das Konrad Widerhold im Jahre 1653 sich kaufte, und das Gästehaus des Frauenklosters (früheres Oberamt). Dazu kamen noch einige Adelssitze in der Jesingergasse und am Markt oder in der Kirchgasse. Hier wohnten auch gern die „besseren Leute“ der Stadt. Kurz gesagt: die Bürgerschaft, d. h. die Handwerker und Kauflleute wohnten in der Heidenschaft, und im andern Teil war das „amtliche“ Kirchheim, die staatlichen, städtischen



1. Die Heidenschaft im Lagerbuchplan von 1823

Foto Stadtverwaltung Kirchheim u. T.



2. Innenstadt von Kirchheim von 1600 bis 1960. Die gebrochene Linie Marktstraße – Roßmarkt – Turmstraße – Max-Eyth-Straße umschließt das Viereck der alten Heidenenschaft. 41. Gästehaus des Klosters – 42. Bürgerhaus (jetzt Rathaus) – 44. Kornhaus – 45. Alte Lateinschule – 47.–49. Spital – 51. Schloß

und kirchlichen Behörden. Dieser Teil wurde offenbar erst im 15. und 16. Jahrhundert richtig ausgebaut, die Heidenenschaft aber bestand schon lange, vielleicht schon vom frühesten Mittelalter an. Das zu untersuchen ist die nächste Aufgabe.

Woher der Name „Heidenenschaft“?

Wie ist das Wort Heidenenschaft zu erklären? Dr. Hans Jänichen, Tübingen, hat den Namen Heidenenschaft auch in anderen Städten gefunden, und zwar als *Marktplatz*, und erklärt das Wort so: Heidenenschaft heißt im Althochdeutschen Hagedenschaft und im Mittelhochdeutschen (nach 1100): Heidenenschaft. Zum Vergleich für den Übergang von der Silbe *-aged* – zu *-eid* – führen wir den Anfang des Nibelungenliedes an: „Uns is in alten Mären wunders viel gesait“ (= gesaget). Ferner: aus *Getragete* wurde *Getreide*, und aus *Maged* wurde *Maid* (= Mädchen). Dieser Wandel steht sprachgeschichtlich fest. So ist die Heidenenschaft ein umhageter, umzäunter Platz, ein Marktplatz. Denn in früheren Zeiten

waren die Marktplätze umzäunt, umfriedigt, und nur innerhalb dieser Umzäunung galt der Marktfrieden und das Marktrecht, und nur innerhalb des „Hages“ konnten Käufe rechtsgültig abgeschlossen werden. Aber das Wort heißt Heidenenschaft. Mit der Nachsilbe *-schaft* bezeichnet man Menschen eines bestimmten Kreises, wie Ritterschaft, Bürgerschaft. So umfaßt die Heidenenschaft die Menschen, die mit dem Markt zu tun hatten: die Kaufleute und Handwerker.

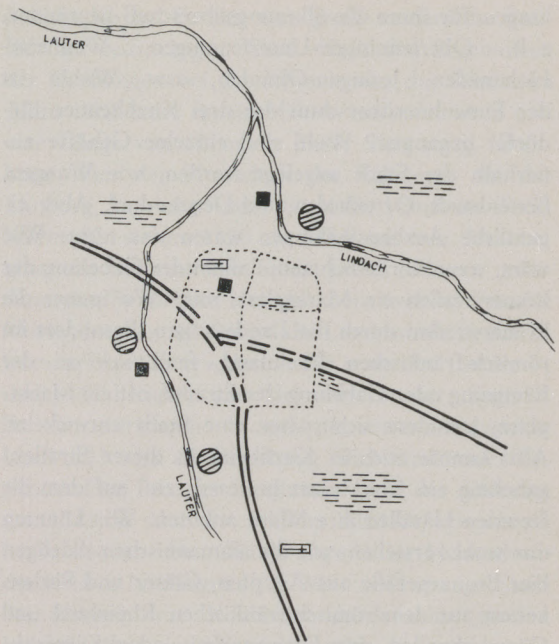
Eine andere Erklärung bringt Dr. Hans Jänichen in „Berichte zur Deutschen Landeskunde“ (Bad Godesberg. Sept. 1963. H. S. 157.): „Bis jetzt sind drei Orte bekannt, die den Ortsteilnamen Heidenenschaft haben, Kirchheim-Teck, Marbach am Neckar und Sterzing am Brenner. Das Bezeichnende, das diese drei Orte verbindet, ist der Umstand, daß dort in „vor“städtischer Zeit Märkte nachgewiesen werden können. Für Marbach wurde 1009 das Marktrecht bestätigt und das Münzrecht verliehen. Kirchheim ist 1059 mit Marktrecht begabt, und Sterzing ist seit ältester Zeit ein wichtiger Marktplatz am Brenner gewesen. Die Endsilbe *-schaft* weist auf gemein-

schaftliche Vereinigung hin; so ist auch die Heidenschaft aufzufassen. Dabei wird es sich um orientalische oder jüdische Kaufleute handeln. Denn diese waren im Früh- und Hochmittelalter „die“ Handelsleute.“ Und zu der Zeit, als die alamannische Bevölkerung, die unter der Botmäßigkeit des Adels stand, das Christentum annahm (600–700), wurden die nichtchristlichen Handelsleute Heiden genannt und ihre Genossenschaft die „Heidenschaft“. Zu dieser Heidenschaft stießen in den folgenden Jahrhunderten natürlich auch christliche Bauernfamilien, die Gewerbe und Handel trieben. Aber der Name Heidenschaft blieb.

Ob die eine oder andere Worterklärung richtig ist, mag dahingestellt bleiben; wichtig für uns ist, daß in beiden Fällen der Ortsteilname auf das früheste Mittelalter zurückgehen muß und einen Markt mit Unterkunftshäusern, Stallungen usw. bedeutet oder noch besser gesagt: die Handelsleute an diesem Markt.

Kann der Archäologe weiterhelfen?

Kann uns die Bodenforschung bestimmte Tatsachen zu unserem Problem liefern? Wir wissen: Von 90 n. Chr. an war unsere Landschaft von den Römern besetzt. Vom Kastell Köngen führte eine Römerstraße zum Kastell Donnstetten. Sie lief durch Ötlingen und in der Linie der Stuttgarter Straße bis zur Lauterbrücke in Kirchheim. Von der Brücke machte die Straße einen Bogen durch die spätere Innenstadt bis zur Dettinger Straße, wo sie bei der Kanalisation im Jahre 1953 bei Haus Dettinger Straße 65–67 in einer Tiefe von 1 m festgestellt wurde. Von dieser Römerstraße zweigte etwa in der Mitte der Stadt eine zweite Römerstraße in Richtung Weilheim–Wiesensteig ab. Sie läuft unter der heutigen Jesinger Straße und wurde am 19. Dezember 1964 an der Ecke Jesinger Straße–Teckstraße in einer Tiefe von 1,25 m festgestellt. Natürlich wurden diese schöngepflasterten Römerstraßen noch jahrhundertlang von den eingewanderten Alamannen befahren. Diese hatten unser Land um 260 n. Chr. besetzt, bauten um 500 ihre Urdörfer am Fluß und bestatteten ihre Toten von etwa 500–700 auf den Reihengräberfeldern. In Kirchheim gab es drei Alamannenfriedhöfe: im Rauner, im Paradiesle und am Ziegelwasen, demnach auch drei Urdörfer, die wir mit guten Gründen in der oberen Gaisgasse, in der Schülestraße und in der Herdtfeldstraße ansetzen dürfen.



- ALAMANNISCHE URDÖRFER
- HERRENHÖFE
- ▬ MARTINSKIRCHE U. MARIENKIRCHE
- ⋯ ALAMANNISCHE FRIEDHÖFE
- == FESTGESTELLTE RÖMERSTRASSE
- - - VERMUTETE RÖMERSTRASSE
- ALTSTADT UM 1550

3. Kirchheim u. T. um 750 n. Chr.

Auch drei Herrenhöfe gab es um 700, einer im Garten der Firma C. Riethmüller, ein zweiter auf dem Platz des späteren Freihofs und ein dritter beim Kornhaus. Als das Christentum eingeführt wurde, bauten irisch-schottische Mönche um 650 die „Marienkirche bei den Linden am Dettinger Weg“ (Gaiserplatz), und der Herr des Herrenhofs beim Kornhaus errichtete um 750 die erste (fränkische) Martinskirche. Das sind also die Siedlungen und Gebäulichkeiten in Kirchheim um 750. Und an ihnen vorbei führten die Römerstraßen nach Donnstetten und Wiesensteig (Abb. 3).

Eine Hypothese

Für die Zeit von 750 bis 960 müssen wir uns auf das Glatteis der Vermutungen begeben. Aber gewisse Anhaltspunkte sind doch gegeben. In der Zeit von 600–800 haben fast alle Urdörfer Ausbausied-

lungen für ihren Bevölkerungsüberschuß gegründet: z. B. Oberlenningen-Unterlenningen, Weilheim-Holzmaden, Jesingen-Ohmden, usw. Wohin ist der Einwohnerüberschuß der drei Kirchheimer Urdörfer gegangen? Wohl sind einzelne Gehöfte außerhalb der Stadt angelegt worden, wie Wangen, Bettenhardt, Ortenhofen und Denzendorf. Aber eigentliche Ausbausiedlungen waren das nicht. Wie wärs, wenn wir annehmen, daß an der Gabelung der Römerstraßen ein Marktplatz war? Wo immer die Römerstraßen durch die Lande zogen, besonders im römisch-fränkischen Rheinland, fand sich an der Kreuzung oder Gabelung der Straßen oft ein Marktplatz, aus dem sich später eine Stadt entwickelte. Also konnte auch in Kirchheim in dieser Straßengabelung ein Marktplatz gewesen sein, auf dem die fremden Händler ihre Ware anboten. Wir könnten uns wohl vorstellen, wie die alamannischen Adligen hier Bronzegefäße aus Ägypten, Gläser und Perlenketten aus dem römisch-fränkischen Rheinland und Gürtelschnallen mit Filigranarbeit oder Silbertauschierung aus der Lombardei einkauften, die wir hier in den Alamannengräbern gefunden haben. Ist es da abwegig, anzunehmen, daß um 600–800 der Bevölkerungsüberschuß der drei Urdörfer nach und nach sich am Marktplatz niedergelassen hat, und daß um diese Zeit die Heidenschaft sich zu einer gewerbe- und handeltreibenden Siedlung entwickelt hat? Dies ist eine Vermutung; aber sie erhält eine gewisse Wahrscheinlichkeit, wenn wir die andern Städte mit einer „Heidenschaft“ in Betracht ziehen.

Die Heidenschaft Marbach am Neckar

Auch in Marbach¹ finden wir eine Gabelung zweier Römerstraßen. Die eine führte von Cannstatt über das Kastell Benningen nach Wimpfen, die andere vom Kastell Benningen an Marbach vorbei nach Murrhardt und an den Limes. In der Gabelung beider Straßen am Neckar, von der heutigen Alexanderkirche bis zur Murrmündung, liegt die Flur Heidenschaft, also, wie wir annehmen, ein Marktplatz. Eine Notiz im „Schwäbischen Magazin 1780“ (Württ. Landesbibliothek) besagt: „An dem östlichen Ufer des Neckars und der Murr, an der Zusammenströmung dieser beiden Flüsse ist eine Gegend, welche man die Au nennt, und auf dessen Höhe der frische, nie versiegende Milzen-Bronnen entspringt. Die bemeldete Aue ist Sitz römischer Antiquitäten: vorbeilaufende dicke Mauern, gegossene dicke Böden, Hypokauste, Ringmauern, Altäre, die mit

Grundmauern umgeben sind, allerlei Münzen und dergleichen, so daß ich vermute, es sei auf dieser Aue eine römische Handelsstadt gestanden.“ Wenn der Historiker Sattler die „Heidenschaft“ als erster nennt, so hat er sie sicher aus der Volksüberlieferung übernommen. Nach der Grenzziehung zwischen Nord- und Südalamannien (nach 496) – die Grenze verlief über den Asperg und dem Markbach (= Grenzbach) zum Lemberg – wurde ein fränkischer Königshof mit hörigen Bauern hierher, d. h. ausgerechnet in die Heidenschaft gelegt. So entstand hier „Altmarbach“. Das war offenbar ein alter Marktort, denn schon 1009 wurde ihm das Marktrecht verliehen. Als dann Marbach auf die Höhe verlegt wurde, hieß der Platz des Urdorfs „Am alten Markt“, vorher Heidenschaft.

Die Heidenschaft in Sterzing am Brenner

Die Flur Heidenschaft liegt in Sterzing² jenseits des Eisackflusses, also außerhalb der heutigen Stadt. In der Heidenschaft lag eine alte Burg, ein Herrenhof mit Mühle. Hier war das Urdorf von Sterzing, an der alten Römerstraße, die von Bozen durch Sterzing über den Brenner führte. Auch hier war die Heidenschaft ein Marktplatz an der Römerstraße. Der größte Teil des jetzigen Sterzing heißt „Neustadt“ im Gegensatz zur alten Siedlung in der Heidenschaft.

In Marbach und Sterzing entstanden die Ursiedlungen in der Heidenschaft, später wurden die „neuen“ Städte daneben aufgebaut. In Kirchheim bildete die Heidenschaft den Kern der späteren Stadt.

Kirchheimer Urkunden

Unsere Vermutung, daß die Heidenschaft in Kirchheim ein Marktplatz war, wird durch die Kirchheimer Urkunden sehr gestützt. Die Urkunde aus dem Jahr 960 – die erste über Kirchheim –, gibt einen Vertrag wieder, den König Otto (von 962 ab deutscher Kaiser) mit Bischof Hartbert von Chur abschloß, des Inhalts: Bischof Hartbert . . . hat uns angefleht, daß wir einen Besitz, der zur Kirche Chur gehört, mit Namen Chiriheim samt der zehntberechtigten Kirche und allem Zubehör – im Herzogtum Alamannien, in der Grafschaft Neckargau – wegen des passenden Nutzens durch rechtmäßigen Tausch unseres Besitzes als Königsgut in unsere Gewalt übernehmen möchten.“ Als Gegenwert übergibt

der König dem Bischof Hartbert den Königshof in Chur, ferner wichtige Plätze in der Talschaft Bergell und viele Rechte in den Bündener Pässen, dem Septimer- und Julierpaß. Dadurch wollte der König die Übergänge über die Alpen in befreundete Hand geben. Der Gegenwert ist sehr hoch, so war offenbar auch der Besitz von Kirchheim für den König sehr wichtig und einträglich „wegen des passenden Nutzens“. Dieses Kirchheim war sicher kein einfaches Bauerndorf, sondern als wirtschaftlicher und kultureller Mittelpunkt der Tecklandschaft sehr wertvoll. E. Benz (Teckbote vom 17. September 1960) nimmt an, daß der König schon Besitz in Kirchheim hatte. Auf jeden Fall war es ein Markttort von Bedeutung, die er eben durch die „Heidschaft“ hatte.

Die zweite Urkunde über Kirchheim berichtet, daß im Jahre 1059 Königin Agnes für ihren Sohn Heinrich IV. dem Grafen Eberhard von Nellenburg die „moneta in villa, quae vocatur Chiriheim“ (= die Münze im Ort Kirchheim) verliehen hat. Diese Münze umfaßte das Münzrecht, d. h. das Recht, am Ort Münzen prägen zu lassen und die Münzaufsicht, d. h. das Recht, fremde Münzeinheiten vom Marktverkehr auszuschließen. Wohl sind noch keine in Kirchheim geprägte Münzen bekanntgeworden. Aber auf jeden Fall beweist diese Urkunde klar, daß Kirchheim im Jahre 1059 ein Markttort war, eine Siedlung am Marktplatz, die Gewerbe und Handel trieb, eine Heidschaft, so genannt im Gegensatz zu der Bauernschaft, die in den Urdörfern und den umliegenden Gehöften saß.

Daß Kirchheim schon um 1100 eine recht große und strebsame Bevölkerung hatte, beweist der Bau der neuen Martinskirche auf dem Boden der alten frän-

kischen Kirche. Es war eine große romanische Basilika mit rechteckigem Chor. Nach den Ergebnissen der Grabungen bei der Renovierung der Kirche im Jahre 1963 hatte sie eine Breite von rund 14 m und eine Länge von 30 m. In dieser Zeit stand Kirchheim unter der Herrschaft der Zähringer auf der Limburg, kam aber um 1180 in die Hand der Teckherren, die sie um 1220 zur Stadt erhoben. Jetzt beginnt die Blütezeit der Stadt. Die Teckherrs gründeten den *Spital* zum Heiligen Geist und das *Frauenkloster*. Im Jahr 1249 wird die Lateinschule in Kirchheim urkundlich erwähnt – die erste des Landes –, und 1311 berichtet eine Urkunde von der „Segmüllin zuo chiricheim“ – auch die erste des Landes. Und 1293 wird die Errichtung einer Stadtmauer berichtet. Der Bau der Stadtmauer und des Schlosses von 1538 ab schuf das Bild der Altstadt, wie wir sie heute kennen. Dr. Grube schreibt im Heimatbuch des Kreises Nürtingen II, S. 398: „Als einzige Stadt des Kreises war Kirchheim durch seine großen Märkte schon im Mittelalter auch für entferntere Gebiete von Bedeutung. Korn, Wein, Vieh und Salz waren in alter Zeit die wichtigsten Handelswaren. Schon im 15. Jahrhundert blühten in Kirchheim Tuchmacherhandwerk und Tuchhandel.“

Nach den angeführten Überlegungen dürfen wir mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Gründung und erste Entwicklung der Stadt Kirchheim um 700–900 auf den Markt, d. h. auf die „Heidschaft“ zurückgeht.

¹ Nach den freundlichen Mitteilungen von Oberlehrer i. R. Eugen Munz und Oberamtsrichter Otto Kleinknecht in Marbach. – ² Nach einem freundlichen Schreiben von Bürgermeister Oberhauser in Sterzing-Südtirol vom 13. März 1965.

Feierstunde

Herber Duft von Baum und Erde,
Weiter Wind und Wolkenflug –
Aus der Ferne kam ein Rufen,
Das die Stille zu mir trug.

Selig flötete die Amsel,
Ein Pirol sang mir sein Lied –
In des Nachbars stillem Garten
Waren Rosen aufgeblüht.

Stimmen schwangen hell wie Glocken
Durch den friedevollen Raum,
Und mir war's, als rühr' ich leise
An des Schöpfers heil'gen Saum.

Paul Häcker

„Gott und die Wappen“

*Symbole göttlicher und weltlicher Herrschaft im Chor der evangelischen Martinskirche
in Stuttgart-Plieningen*

Von Heinz Bardua

Nach langwierigen Erneuerungsarbeiten wurde der spätgotische Chor der Plieninger Martinskirche am 3. April 1966 wieder in seiner ursprünglichen architektonischen Schönheit erstrahlend und mit neuen Glasgemälden geschmückt, seiner Bestimmung zurückgegeben. Die Orgelepore aus dem 18. Jahrhundert, die diesen in seinen Maßen so ausgewogenen Sakralraum bisher verstellt hat, mußte samt der Orgel weichen. An ihrer Stelle beherrscht jetzt der um 1500 entstandene große Kruzifixus einen modernen Choraltar. An der Südwand wurde ein Fresko des 17. Jahrhunderts freigelegt. Ferner hat Restaurator Manz die Schnittpunkte der Gewölberippen und insbesondere die wertvolle Bauplastik an Gewölbeschlußsteinen und Konsolen der Wanddienste mit Kaseinfarben und Blattgold neu gefaßt. Alle Beteiligten dürfen auf das gemeinsam vollbrachte Erneuerungswerk stolz sein.

Der lichte Chorbau ist dem im Kern noch romanischen Schiff der alten Pfarrkirche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angefügt worden. Bauherr war das Zisterzienserkloster Bebenhausen. Südlich der diesem Kloster inkorporierten Kirche kündigt noch immer die riesige Scheune des sogenannten Mönchshofs vom ehemals bedeutenden Besitz Bebenhausens in Plieningen. Die Landeshoheit über das Dorf haben jedoch die Grafen von Württemberg bereits im 14. Jahrhundert von den Pfalzgrafen von Tübingen erlangt. Das Wissen um diese Ordnung der landesherrlichen und kirchlichen Obrigkeit über Plieningen ist zusammen mit der Kenntnis des mittelalterlichen Weltbildes in seiner großartigen Einheit die Voraussetzung für die Deutung einer Folge von Wappen und Figuren an den Gewölbekonsolen des Chors.

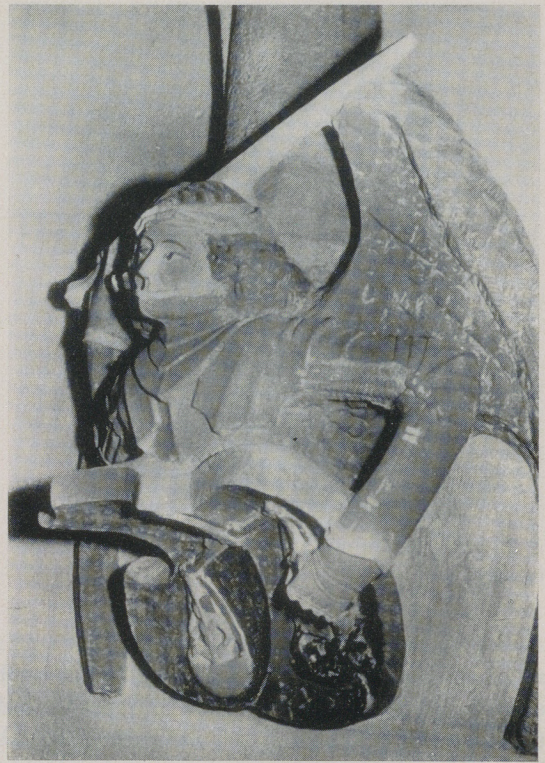
Die Last des reichen Netzgewölbes wird über scharfgratige Rippenbündel und kurze Wanddienste von halbrundem Querschnitt auf zehn zum Teil sehr gut modellierte Konsolen abgeleitet, deren jede eine symbolträchtige Halbfigur darstellt. Ein Mann im Narrenkleid ist zu erkennen, ferner der Erzengel Michael mit erhobenem Schwert und Wappenschild, ein Abt und sieben Engel mit Wappen. Sie zusammen bilden die noch unerschütterten „Festen des Himmels“,

über den die Gewölberippen wie Sternbahnen ziehen und aus dessen Zenit planetengleich fünf meisterliche Schlußsteinplastiken herniederleuchten: die Sinnbilder der vier Evangelisten (vom Schiff zum Chorbau in der ungewöhnlichen Reihenfolge: Matthäus, Markus, Johannes und Lukas) sowie eine Darstellung des berittenen Kirchenheiligen St. Martin bei der Mantelteilung.

Das Mittelalter liebte die Symbolik. In der Wappenkunst hat es eine ganze Welt figürlicher und farbiger Symbole hervorgebracht. Das Wappen, ursprünglich erdacht zur Kennzeichnung des mit geschlossenem Visier kämpfenden Ritters, dann zum bleibenden Abzeichen einer Person, Familie oder Körperschaft, zum Rechts-, Eigentums- und Hoheitszeichen geworden, entwickelte sich schließlich zu dem Symbolträger schlechthin. Der Wappenbrauch wurde unter dem Einfluß der Idee von einer durchgehenden himmlisch-irdischen Hierarchie und unteilbaren Autorität (Gottesgnadentum) vom menschlichen Herrschaftsbereich aus in den alles umfassenden göttlichen Bereich hineingetragen. Den Heiligen wurden in der kirchlichen Kunst ihre Marterwerkzeuge oder sonstigen Attribute als Ehren- und Kennzeichen und schließlich sogar im Schild als Wappen beigegeben. Die seit Bernhard von Clairvaux, dem bedeutendsten Heiligen des Zisterziensers Ordens, aufblühende Verehrung des Leidens Christi führte zur immer häufigeren Abbildung der Passionswerkzeuge, wie Geißel, Dornenkrone, Nägel, Essigschwamm, Lanze usw. in Kirchen und Klöstern. Schließlich wurden auch diese „heiligen Minnezeichen“ (Tauler und Seuse) einzeln oder zu mehreren in Wappenschilden gesetzt. So entstand das „Wappen Christi“ als Hoheits- und Siegeszeichen des göttlichen Heilandes. Der vermutlich in Straßburg tätig gewesene „Meister E. S.“ faßte um die Mitte des 15. Jahrhunderts nahezu alle in der Leidensgeschichte genannten Gegenstände bis hinab zur Grabtumba im Schild eines von den vier Evangelistensymbolen umgebenen Wappens zusammen. Der für Adelswappen übliche Spangenhelm über diesem Wappenschild trägt als Helmzier die aus der Dornenkrone wachsende, durchbohrte und nimbierte Se-



1. Narrenfigur mit Schellenkappe, Dudelsack und Spruchband
Aufnahme Bardua



2. Erzengel Michael mit der „Seelenwaage“ im Wappenschild
Aufnahmen 2–10 Hauptstaatsarchiv Stuttgart

genshand des Herrn. Mag dieses sogenannte Passionswappen auch aus geschmacklichen und heraldischen Gründen anfechtbar sein, so darf es in diesem Zusammenhang dennoch nicht unerwähnt bleiben. „Gott und die Wappen“ lautet das Thema, das der trotz seiner Narrenkappe so nachdenklich dreinschauende steinerne Mann in der Nordwestecke des Plienger Chors stellt.

Dieser Mann im Narrenhabit (Abb. 1) ist die erste der zehn Konsolplastiken. Von einem vielgewundenen Spruchband umflattert, lugt er aus dem Winkel zwischen dem Triumphbogen und der nördlichen Chorwand hervor. Unter dem linken Arm trägt er einen Dudelsack. Mit der Rechten hält er ein walzenförmiges Gebilde – vielleicht eine Schriftrolle – über die lustige dreizipfelige Narrenkappe empor. Sein steinernes Schriftband verkündet einen seltsamen Spruch, der den Schlüssel zur Deutung des ganzen Figuren- und Wappenkreises enthält. Er lautet: „Wer got vnd die wapen recht er kent der wirt nit gschët“ (Wer Gott und die Wappen recht erkennt, der wird nicht geschändet, d. h.: in Schande gebracht). Der Strich über dem „e“ des letzten Wor-

tes ist die übliche alte Kürzung für ein ausgefallenes „n“. Die Buchstaben sind je nach den Windungen des Spruchbandes an seiner Ober- oder Unterseite klar und tief eingehauen und deshalb zweifellos unverfälscht überliefert. Eine früher aufgekommene Lesart des letzten Wortes als „gschet“ = geschädigt beruht auf einem Irrtum. Der Narr trägt ja auch keine Werkzeuge zum Schädigen, wohl aber kann er einen in Schande bringen, indem er die Leute mit seinen Dudelsackweisen anlockt, um dann aus seiner Schriftrolle öffentlich die Fehler und Missetaten dessen zu verkünden, den er aufs Korn genommen hat. An den schwäbischen Fastnachtsbrauch des „Aufsagens“ unter dem Schutz der Narrenfreiheit sei hier erinnert. Vor der Reformation dürfte dieser Brauch auch in Altwürttemberg bekannt gewesen sein. Übrigens ist in der Bebenhausener Brunnenkapelle, die, wie auch der dortige Kreuzgang, um dieselbe Zeit entstanden ist, wie der Chor in Plieningen (auch die Steinmetzzeichen weisen auf Zusammenhänge hin), an einer Konsole ebenfalls ein Narr abgebildet, der dem Beschauer einen Spiegel vorhält.

Die zweite Konsole an der Nordwand des Chors



3. Zisterzienserabt mit Stab und Regelbuch im Tragebeutel

zeigt den bis zur Halsberge und zum Kinn hinauf eisengepanzerten, jedoch helmlosen Erzengel Michael (Abb. 2). Ein weißes Band hält die Lockenfülle des jugendlichen Gottesstreters zusammen, der mit erhobenem Schwert zum Schlag ausholt. Er hält ein Schild, der als Wappen das Michaels-Attribut, die Seelenwaage, zeigt. In der vorderen, tiefer hängenden Schale der Hängewaage kauert betend ein kleines Menschlein, die Arme Seele, während ein schwarzes Teufelein mit allen Kräften versucht, die hintere Waagschale zum Absinken zu bringen, um so die Seele – gewogen und zu leicht befunden – für sich zu gewinnen. St. Michael, den Satansüberwinder der Geheimen Offenbarung (12,7), sieht die Tradition als Beschützer der Kirche, der in besonderem Maße am Jüngsten Gericht beteiligt sein wird. Er steht in diesem Figurenzyklus als Symbol des göttlichen Gerichts, während die später folgenden Engel mit den Leidenswerkzeugen Christi die Erfüllung der göttlichen Heilsordnung durch die Erlösungsgnade versinnbildeln. Der Erzengel ist, wie der Narr und der nachfolgende Abt, meisterhaft in die Grundform der Konsole hineinkomponiert.

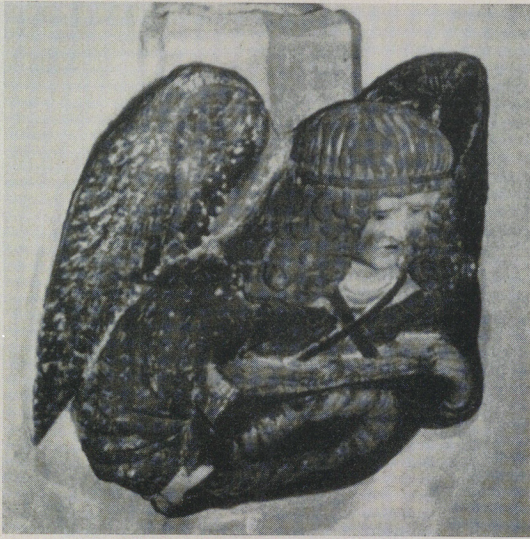
In der nach Osten verlaufenden Flucht der nördlichen Chorwand folgt nun die Konsolfigur eines Abts. Der Stab mit der schönen Krümme und das mit Beschlägen versehene Regelbuch, dessen Konturen durch den zeitüblichen Tragebeutel durchscheinen, verleihen der in eine Mönchskutte gehüllten Halbfigur diesen Rang (Abb. 3). Die Kapuze ist weit über die Tonsur zurückgestreift und gibt die aus-



4.–6. Engel mit Passionswappen (Essigschwamm und Lanze, Dornenkrone, Nägel)

druckvollen Züge eines älteren Prälaten frei. Im Zyklus der zehn Konsolfiguren sind nur zwei, die kein Wappen tragen: der Abt und der Mann im Narrenkleid. Die Deutung des ersteren ist dadurch erschwert. Es kann sich, wenn die in der Folge beschriebenen Leidenswerkzeuge in den von Engeln gehaltenen Wappenschilden zugleich als die üblichen Attribute des heiligen Zisterzienserabts von Clairvaux gewertet werden, um St. Bernhard handeln. Der Umstand, daß in den etwa gleichzeitigen Kreuzgangflügeln des Klosters Bebenhausen die jeweiligen Erbaueräbte auf den Schlußsteinen abgebildet sind, läßt jedoch wohl eher auf den Bebenhausener Abt Bernhard von Magstatt (1471–1493), den Kirchherrn und mutmaßlichen Erbauer des Plieninger Chors, schließen. Eine gewisse Beziehung auf St. Bernhard als Ordensheiligen und Namenspatron des Bauherrn kann aber auch bei dieser Deutung nicht ausgeschlossen werden.

Die nächste Konsole am Übergang der Nordwand in das polygonale Chorhaupt, sowie die beiden links und rechts vom Ostfenster, hinter dem Altar befindlichen Konsolen zeigen jeweils einen Engel als Schildhalter mit Passionswappen. Der erste (Abb. 4), dessen Wappen die Stange mit dem Essigschwamm und die Lanze pfahlweis nebeneinander enthält, fällt besonders durch sein feines, verinnerlichtes Antlitz auf. Der Engel links vom Ostfenster (Abb. 5) führt die Dornenkrone, der rechts davon (Abb. 6) die drei Kreuzesnägel in seinem Wappen. Das Kreuz selbst, das als vornehmstes Werkzeug und Symbol der Er-



5.



6.

lösung sonst in den Passionswappen an der hervorragenden Stelle erscheint, fehlt in diesem Zyklus ganz. Ein großer Kruzifixus dürfte demnach von Anfang an den Chor beherrscht haben, sei es nun als Altarkreuz oder als Hängekreuz im Triumphbogen. Seit der Erneuerung nimmt ein Altarkruzifix, das nur wenige Jahrzehnte jünger sein dürfte als der Chorbau, wieder diese zentrale Stelle ein.

Am Übergang des Chorraumes in die Südwand und an der nächsten Gewölbeauflage, westlich davon, unterbrechen zwei gleichfalls von Engeln gehaltene irdische Herrschaftswappen die Reihe der Sinnbilder göttlicher Heilsordnung. Im südöstlichen Winkel des Polygons zeigt der Schild den von Weiß und Rot doppelreihig geschachten Schrägbalken des Zisterzienserordens, der am Schnittpunkt einen schräglinken (heraldisch links = rechts vom Beschauer) goldenen Abtsstab überdeckt (Abb. 7). Es ist das Wappen des Zisterzienserklosters Bebenhausen als der Kirch- und Bauherrschaft. Daneben, der Abtsfigur gegenüber, erscheint das gevierte Wappen der Grafschaft Württemberg (Abb. 8), der die Landeshoheit und die Schirmherrschaft über das Kloster Bebenhausen zustand. Es handelt sich noch um das vor der 1495 erfolgten Erhebung der Grafschaft zum Herzogtum gebräuchliche Wappen, das in den Feldern 1 und 4 in Gold die drei schwarzen Hirschtangen Württembergs und in den Feldern 2 und 3 in Rot die beiden pfahlweis abgekehrten goldenen Barben der 1409 erheirateten Grafschaft Mömpelgard enthält. Der Chor ist demnach mit Sicherheit vor 1495 entstanden. Die Jahreszahl 1517 am Chor-

eingang kann sich nur auf die Fertigstellung eben dieser Pforte beziehen. Die beiden letzten, westlichen Konsolen der südlichen Chorwand, die auf dem Rückweg zum Triumphbogen den Zyklus beschließen, zeigen wiederum von Engeln gehaltene Passionswappen. Im vorderen sind die Geißelsäule und die Leiter von der Kreuzabnahme zu erkennen (Abb. 9), während im hinteren Wappen, dem Narren gegenüber, eine Geißel und eine Rute pfahlweis nebeneinanderstehen (Abb. 10).

Die beiden irdischen Herrschaftssymbole sind somit ebenbürtig in die Reihe der Sinnbilder göttlicher Herrschaft und Heilsordnung aufgenommen und in diese eingebettet. Wer Gott und diese Wappen einer einheitlich gesehenen himmlischen und irdischen Herrschaft, Hierarchie und Ordnung recht anerkennt, der wird nicht zuschanden werden. So verkündet es das Spruchband des Narren. Unwillkürlich denkt man an die Schriftstelle im Römerbrief 13,1, wo es (nach der wenige Jahrzehnte nach Vollendung des Plieninger Chors entstandenen Lutherübersetzung) heißt: „Eine jegliche Seele sei der Gewalt und Obrigkeit untertan, denn es ist keine Gewalt ohne von Gott. Die Gewalt aber, die allenthalben ist, die ist von Gott verordnet. Wer nun der Gewalt widersteht, der widersteht Gottes Ordnung. Wer aber Gottes Ordnung widersteht, der wird ihm selbst die Verdammnis erlangen.“

Das zergrübelte Gesicht des Mannes mit der Narrenkappe blickt herüber. Hält er sich an die Paulusworte: „Welcher sich unter euch dünkt weise zu sein, der werde ein Narr in dieser Welt, daß er



7. Engel mit dem „Zisterzienserbalken“ und einem Abtsstab im Wappenschild (Kloster Bebenhausen)



9. u. 10. Engel mit Passionswappen (Leiter und Geißelsäule, Geißel und Rute)



8. Engel mit dem Wappen der Grafen von Württemberg und Mömpelgard



10.

möge weise sein“ (1. Kor. 3,18) und „... was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er die Weisen zuschanden mache“ (1. Kor. 1,27)? „Die Narren sind der Fürsten Prediger“, sagt ein altes Sprichwort. Sicher ist der Narr im Chor der Plieninger Kirche zum Prediger bestellt. Seine Bot-

schaft, im letzten Licht des untergehenden Mittelalters in Stein gemeißelt, hat auch heute und morgen noch Geltung: Wer Gott und seine Ordnung in der Vielfalt der Herrschaftsansprüche unserer Welt recht zu erkennen und anzuerkennen vermag, der wird nicht zuschanden werden!

Alte Tröster im Bauernhaus

Von Angelika Bischoff-Luthlen

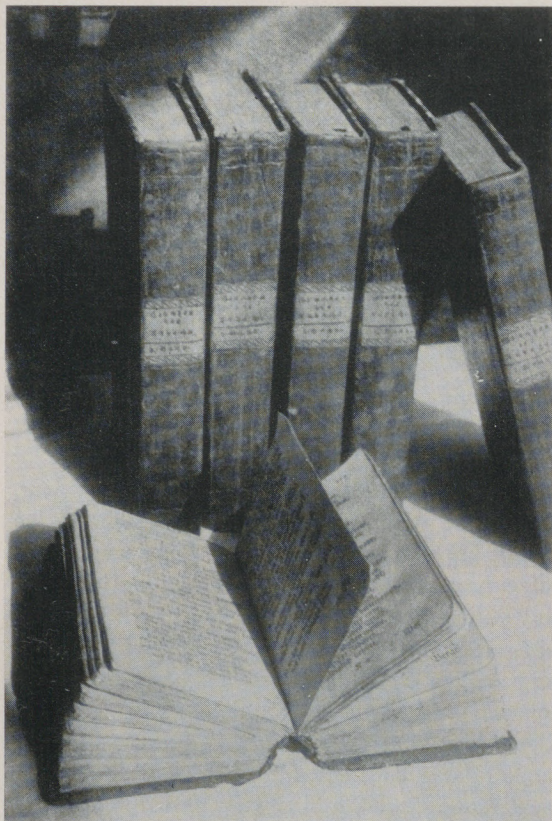
Es wird immer ein schwer lösbares Rätsel bleiben: Was hat eines Tages württembergische Kleinbauern, Handwerker, Weingärtner, Weber überkommen, daß sie leidenschaftlich religiös wurden, Stundenleute, Pietisten, ja Separatisten, Wiedertäufer, Schwärmer und wie sie alle noch genannt wurden? Was hat selbst vermögende Leute bewogen, plötzlich Hab und Gut zu verkaufen, in den Kaukasus zu ziehen und unter entsetzlichen Entbehrungen und Krankheiten mit Weib und Kind in der Nähe des heiligen Berges Ararat zu bleiben, wo Noahs Arche gelandet sein sollte, um dort den von Bengel auf das Jahr 1836 errechneten Weltuntergang zu erwarten?

Wer die Nüchternheit kennt, den etwas „päpen“ rechnerischen Sinn und die leicht steifleinene Trockenheit, mit der der Württemberger im 17. und 18. Jahrhundert bis hinauf zu seinem Fürstenhaus ausgestattet war, greift sich an den Kopf und stellt die Frage immer wieder. Welche Anlagen liegen da nebeneinander! Wer die heutigen Älbler in den altwürttembergischen Dörfern kennt, die Nachfahren eines teilweise fast besessenen Stundenwesens, der wundert sich noch mehr. Wie skeptisch, ja ablehnend stehen sie jeder Art von Buchwissen gegenüber! Es gibt zwar einige rühmensewerte Ausnahmen, aber vom Hauptteil der dörflichen Bevölkerung wird der Geistesarbeiter, mag er nun Pfarrer, Lehrer oder Bürgermeister sein, einfach als Faulenzer bezeichnet. Zwei Raummeter Holz spalten gilt viel mehr als ein Buch schreiben oder gar nur lesen! Waren die Großväter, die viele Abende über Büchern religiösen Inhalts verbrachten, denn nicht „faul“? Welche Gegensätze ergeben sich da! Man kann sie von allen Seiten umgehen, theologisch natürlich, historisch, wenn man an den Dreißigjährigen Krieg und seine Nachwirkungen denkt, an Johann Valentin Andreä, der daraus die Konsequenzen zog und mit der Einführung der Kirchenkonvente einen gewissen sittlichen Zwang ausübte – aber es wird ein gewisser Rest bleiben, der vielleicht ins rein Emotionale weist, nur gefühlsmäßig zu erklären ist. Aber ein Übermaß an Gefühl besitzt der württembergische Kleinbauer nun auch wieder nicht, im Gegenteil, er fürchtet den Überschwang und erklärt vieles in dieser Richtung Weisende rein rational – womit obige Frage wieder im Raum steht.

Die neuere Volkskunde pflegt Erscheinungen dieser Art mit sachlichen Erhebungen, wenn nicht ganz auf den Grund, so doch näherzukommen. Vielleicht läßt sich auch unsere Frage wenigstens von außen her einkreisen: Wie verhielt es sich mit dem Bücherbesitz einer solchen, als pietistisch bekannten Gemeinde? Welche und wieviele Bücher besaßen die Bauern, die Handwerker, die Stundenhalter im 17. und 18. Jahrhundert?

Es ist meines Wissens gar nicht allgemein bekannt, daß es alte Akten gibt, die den Besitz einer jeden Familie bei Heiraten und bei Todesfällen ganz genau aufzeichnen. Es handelt sich dabei um die Inventur- und Teilungsakten, die auf den Rathäusern zu finden sind. Nach einer Verordnung des Hauses Württemberg mußten diese Inventuren sehr sorgfältig aufgenommen werden, es durfte dabei auch nicht das Kleinste vergessen werden, was der Verstorbene besaß. Bücher sind als besondere Rubrik aufgeführt, sie rangieren merkwürdigerweise gleich nach Haus- und Grundbesitz zu Beginn der Liste fahrender Habe. Diese Bücheraufstellungen sind beileibe nicht immer vollständig; es ist örtlich verschieden, ob Titel, Verfasser und Erscheinungsjahr genau aufgeführt sind oder ob es etwa nur heißt: 1 altes Buch, 3 Kreuzer – damit läßt sich natürlich nicht viel anfangen. Für den Schreiber war der Geldwert das Wichtigste, und nur deshalb eigentlich, weil so heiß um jeden Kreuzer der Hinterlassenschaft gekämpft wurde, können wir Heutigen uns ein Bild davon machen, welche geistigen und geistlichen Strömungen einst in einer Gemeinde vorhanden waren – auch dies ist wieder ein Paradoxon.

Aber man muß Glück haben und eine Gemeinde finden, in der die Akten lückenlos vorhanden sind und der Bücherbesitz verhältnismäßig genau geführt worden ist. In Feldstetten auf der mittleren Alb konnte eine Sammlung des Bücherbesitzes der Bevölkerung über zwei Jahrhunderte hinweg (1650–1850) aufgestellt werden. Die Gemeinde hat sich, nachdem sie den Einbruch des Dreißigjährigen Krieges aufgeholt hatte, in der Einwohnerzahl zwischen 700 und 800 Seelen bewegt. Die Inventurakten waren für den angegebenen Zeitraum lückenlos vorhanden, riesige, später in Schweinsleder gebundene Bücher, etwa 70 an der Zahl. In den Erhebungen, die fast 250 Schreibmaschi-



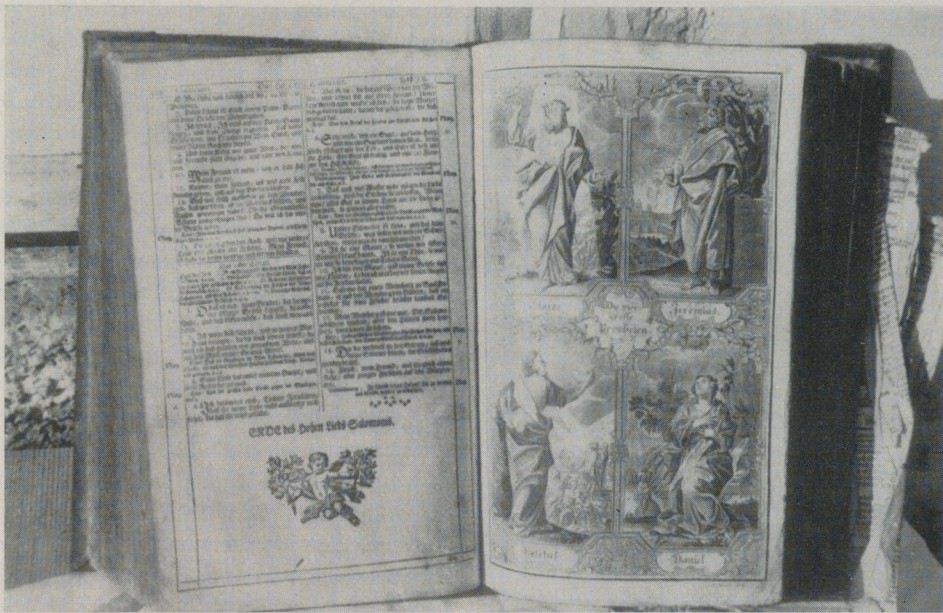
Stunden der Andacht von Zschokke, Ausgabe von 1830

nenseiten umfassen, zeigt sich einiges Unerwartete. Zum Beispiel kann die Legende von den bettelarmen Dörfern auf der Albhochfläche nicht ganz stimmen, denn der Bücherbesitz im fraglichen Zeitraum beträgt immerhin 4539 Stück, und es sind wertvolle Stücke darunter. Bei der Zahlenangabe muß allerdings beachtet werden, daß gelegentlich ein Stück im Erbgang doppelt erscheinen kann, was sich nicht nachprüfen läßt. Ausgeklammert blieben bei der Untersuchung solche Haushaltungen, in denen nur eine Bibel, nur ein Gesangbuch oder beides vorhanden war; es sind aber verhältnismäßig wenige. An Bibeln und Gesangbüchern müßten also noch ca. 100 Stück hinzugezählt werden. 152 Titel sind profane Literatur: eine seltsam bunte Reihe, die sich aus Kochbüchern, Briefstellern, Werken von der Pferde- und Bienenzucht und Baumpflege, Historienbüchern, Adreßkalendern, Landkarten, Anweisungen für Kinderpflege, chirurgischen Werken des Baders, Erdbeschreibungen, Emigrationsgeschichten aus Salzburg und gelegentlichen Naturgeschichtsbüchern zusammensetzt. Die meisten hievon besaß der Schulmeister, er besaß auch Hoch-

zeits- und Leichenab Dankungsreden, die er ja früher anstatt des Geistlichen zu halten hatte. Auch die Briefsteller waren meist sein Eigentum – wahrscheinlich hatte er Briefe für das ganze Dorf zu schreiben. Dreimal taucht das württembergische Landrecht auf, es war meist im Besitz von Amtspersonen und ist heute noch, falls man seiner habhaft werden kann, eine kultur- und landeskundliche Fundgrube. Die großen Dichter sind sehr selten vertreten, mit Hauff, Shakespeare und Schiller ist schon alles gesagt. Daß der Lammwirt einen Horaz besaß, ist ein Kuriosum. Ob er ihn selber gelesen hat? Oder ob ihn nur ein fahrender Student liegen ließ, der seine Zeche nicht bezahlen konnte?

Es blieben 4487 Titel geistlicher Literatur. Die meisten davon sind Bibeln und Bibelwerke verschiedenster Art. In den Akten wird zunächst die Größe angegeben, ob Folio, Quart, Octav oder ein „Handbible“; wichtig ist für den Schreiber, ob die Bibel etwa beschlagen oder mit Kupferstichen verziert war. Dabei geht es um den äußeren Wert des Stückes. Es ist erstaunlich, welche Menge verschiedener Bibelwerke es damals gegeben hat. Der Pietismus gab ja den Anstoß zu einer Fülle von Bibelherausgaben im 18. Jahrhundert. So finden wir Frankfurter, Nürnberger, Tübinger, Ulmer, Wittenberger und Augsburgische Bibeln verzeichnet, außerdem die Armenbibel und zahllose Auslegungen, Verbesserungen der Luthertexte und eigene Übersetzungen des Neuen Testaments (Bengel und Hahn). 21mal ist die Pfaffische Bibel aufgeführt, ein „groß angelegtes Bibelwerk mit Anmerkungen erklärenden und erbaulichen Inhalts samt geographischen, historischen und archäologischen Zugaben“ (Kolb). Gelegentlich ist auch eine „halbe“ Bibel erwähnt, einigemal sind auch zwei Besitzer aufgeführt. Hat man im Lande der Realteilung tatsächlich eine Bibel halbiert und an zwei Erben verteilt? Oder haben sie sie sich wechselseitig ausgeliehen, miteinander benützt? Wahrscheinlich ist beides der Fall. Die Gleichheit zwischen allen Erben wurde mindestens damals stur durchgeführt; wir lesen auch an anderer Stelle, daß ein Faß mit Sauerkraut an sechs Erben gleich verteilt wurde und jeder eine Schüssel voll Kraut mit heim bekam.

Noch erstaunlicher als die Vielfalt der Bibeln ist die der Gesang- und Liederbücher, die existierten, ehe das allgemeine württembergische Gesangbuch eingeführt worden ist. Nicht weniger als 48 Arten verschiedener Liederbücher ließen sich verzeichnen, wobei noch gar nicht gesagt ist, daß der eine oder andre allgemein gehaltene Titel nicht auch noch zu einem Gesangbuch gehört. Oft ist dem Liederteil ein Gebet-



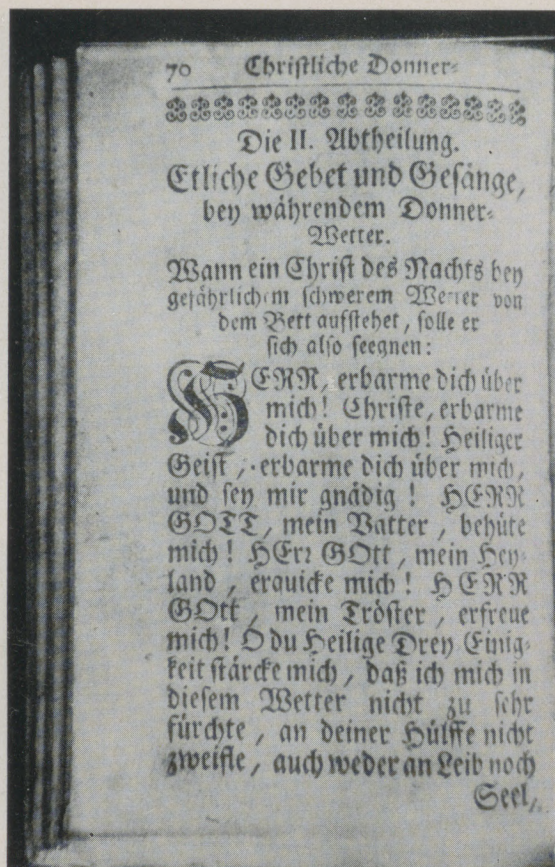
Aufgeschlagenes Bibelwerk aus dem 18. Jahrhundert

buch angebunden. Vorhanden waren Augsburgische, Bergische, Bunzlauische, Ebersdörfer, Eislebische, Eßlinger, Haller, Hannoverische, Herrnhuter, Kölnische, Köthnische, Marburger, Nördlinger, Nürnberger, Reutlinger, Sächsische, Straßburger, Stuttgarter und Ulmer Gesangbücher, außerdem solche von Drommer, Habermann, Hahn, Hartmann, Jäger, Knapp, Pfeil, Luther, Rambach, Schmolck, Woltersdorf. Allgemeine Titel sind etwa: Sammlung geistl. Lieder, Geistl. Liederbuch, Tägl. Liederbuch, Liederbuch a. d. Offenbarung Johannis, Himmelschallende Liederfreud, Geistl. Liederkästle, Ev. Liederpsalter, Musikalisches Blumengebüsch, Tübinger Seelenharppf, Himml. Jubelschall, Frommer Christen Seelenweid, Geistlicher Himmelsschlüssel – wobei uns der barocke sprachliche Überschwang manchmal ein Lächeln entlockt.

Betrachten wir nun die Feldstetter Erbauungs- und Andachtsbücher, so fällt sofort auf, daß Starks Tägl. Gebetbuch mit 266 Stück am häufigsten vertreten ist. Das „Starkenbuch“ kam und kommt im Älbler Bauernhaus gleich nach der Bibel, es ist so weit verbreitet und eingebürgert, daß man ihm schon auch magische Kräfte zutraut und es abergläubischerweise sogar eine Zeitlang bei Hochzeiten ins Brautbett legte, um der jungen Ehe Segen zu verleihen. So eine Wirkung wird sich Johann Friedrich Stark, der von 1680–1756 lebte, Pfarrer in Frankfurt und Hildesheim war und

als aufrechter Pietist gilt, allerdings nicht vorgestellt haben. Beck schreibt, daß er nicht geistvoll, eher nüchtern, lehrhaft, ein wenig weitschweifig, aber mit schlichter, warmer Haltung geschrieben habe. Stark berücksichtigt die inneren und äußeren Lebenslagen, er ist einfach und praktisch, „unter allen Asceten die leichteste Speise“ (Beck). Vielleicht finden wir darin einen Schlüssel für die ungeheure Verbreitung in bäuerlichen Kreisen: ein Rezept für alle Lebenslagen entspricht wieder der Veranlagung des Älbler, eine klar aufgeteilte Nutzenanwendung sieht er ein. Dies wird auch klar an den verschiedenen Wettergebetbüchlein, worunter das von Stöltzlin das meist verzeichnete ist.

Es war ja früher auf der Alb Sitte – eine strenge Sitte sogar –, daß man bei nächtlichen Gewittern aufstand, Kerzen anzündete und laut betete oder aus einem Gebetbuch vorlas. Hiezu eignete sich Stöltzlins Wetterbüchlein am allerbesten. Wir konnten noch ein Exemplar aus Privatbesitz durchsehen; auch hier springt die Nutzenanwendung für alle Wetterlagen sofort ins Auge. Gebete, „wann es sich zu einem gefährlichen Wetter ansehen läßt“, „bey währendem Donnerwetter“, „Wie man die Donnerwetter recht betrachten solle“, „wenn das Wetter lange anhält“, „Gebet und Seuffzerlein wider den Hagel“, „Danksagung bey glücklich abgewendetem Wetter“, „Gebet und Gesang, wenn das Wetter Schaden nahm“,



Wetterbüchlein: Gebete bei Donnerwetter

„um Abwendung schädlicher Kälte“, „wann starcke Sturmwinde wehen“, „wann ein Erdbeben gehet“, „bey Finsternissen und Cometen“ – ganz klare Rubriken, die man aufschlagen kann, wenn der betreffende Fall eintritt. Zur Abschreckung ist eine Reihe von Exempeln beigelegt, wie es solchen Menschen ergangen ist, die bei Gewitter geflücht, gebuhlt, gestohlen oder Gott gelästert haben. Man kann auch in einem artigen Register finden, wer und wie bei Gewittern schon gestraft und „vom Donner erschlagen“ wurde: „Hatto, der Meineydige, vom Donner erschlagen“, „Spielleut, drey, wurden erschlagen“, „Täntzer, 24, so im Wetter tanzten, wurden vom Donner erschlagen“, „Lehr der Wahrheit, deren Verachtung wird mit Donner und Strahl gestraft: Seite 119 an einem Abtrünnigen von Ingolstadt, Seite 123 an einem Pfaffen, Seite 123 an einem Schneider und seinem Gesellen“. Auf der betreffenden Seite ist dann jeweils eine kleine Geschichte erzählt, wie sich das zugetragen hat. Immer ist dabei eine genaue Jahreszahl gegeben, immer auch eine

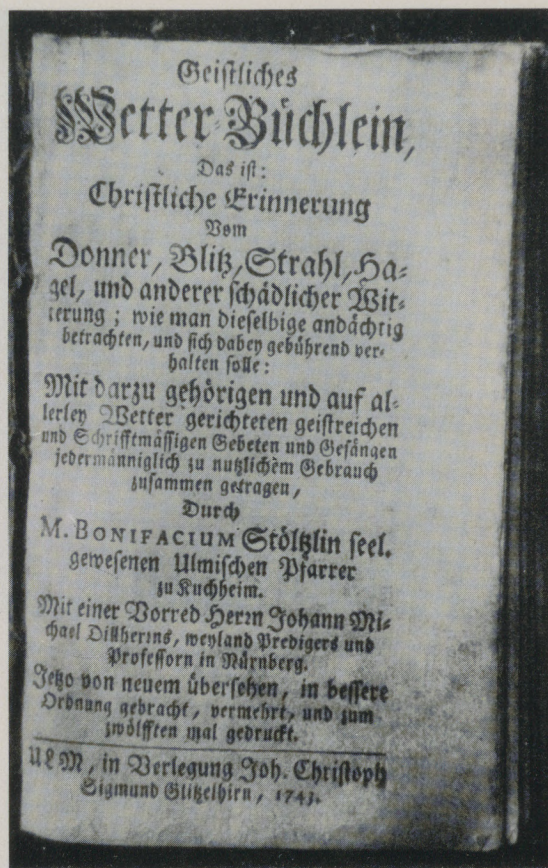
genaue Ortsangabe („ein Abtrünniger von Ingolstadt“). Das ist natürlich eine Sprache, die dem bauerlichen Menschen einleuchtet. Er spricht ja selber so, er wird im größten Unglück nicht vergessen, zu erwähnen, wo der Betreffende „her“ ist; auch die Jahreszahl interessiert ihn, weniger aus historischen Gründen, als um zu wissen, wie lange das schon gewesen ist. Kühn spricht der Verfasser einmal vom 1656. Jahr nach der Erschaffung der Welt, woselbst der „erste Comet von den Gelehrten“ notiert worden sei. Und jeder Bauer wird ihm das abgenommen haben. Dieser Stöltzlin ist, fast möchte man sagen, ein altes Zauberbuch christlicher Prägung. Man möchte beinahe die Vermutung wagen, er schlosse mit seinem Büchlein absichtlich an das alte Wetterbuch heidnischer Prägung an, die „Bauernpraktik“, die es in Feldstetten ja auch gegeben haben muß, da der durch sie verbreitete und propagierte Brauch des Zwiebschalenorakels in den 12 Nächten mindestens 1900, nach dem Bericht des Lehrers, dem Konferenzaufsatz, noch lebendig war. Vielleicht sind auch einige der aufgezeichneten „Wetterbüchlein“ solche gewesen – wir wissen es nicht. Das Stöltzlinische Büchlein ist wenigstens jedesmal einwandfrei identifiziert. Es finden sich ja immer auch Einträge „ein altes Büchlein“ oder „unterschiedliche alte Büchlein“ – sie werden kaum zur Andachtsliteratur zu rechnen sein, auch dann nicht, wenn man bedenkt, daß man abergläubische Zauberbücher wohl auch vor der Inventur verschwinden lassen konnte. Stöltzlin hat es, ob absichtlich oder nicht, jedenfalls sehr klug angefangen, abergläubische Vorstellungen durch die christliche Lehre zu ersetzen, er war Pfarrer im Ulmischen und mag seinen Bauern aufs Maul geschaut haben. Der „Geistliche Adlerstein“, ein Gebetbuch für Schwangere und Gebärende, scheint längst nicht dieselbe Verbreitung gefunden zu haben wie das Wetterbüchlein. (Dies ist erschienen in Ulm 1660, neu aufgelegt 1665. Die Feldstetter Ausgabe stammt von 1743.)

Es kann nicht wundernehmen, daß Arndts „Wahres Christentum“ in der Menge der aufgezeichneten Exemplare gleich nach dem Starkenbuch kommt; war es doch so etwas wie das Leitbuch des Pietismus. Es bestand aus 6 Teilen, ein Gebetbuch, ein „Paradiesgärtlein“ waren angeschlossen; das „Paradiesgärtlein“ muß es auch einzeln gegeben haben, es ist mit weiteren 181 Exemplaren vertreten, allerdings war Arndt nicht der Autor von allen Gebetbüchern, die unter diesem Namen verzeichnet sind; der Name war allgemein gebräuchlich wie etwa „Kreuzschule“, „Himmelsleiter“, „Schatzkästlein“, „Wasserquelle“

usf., die oft ohne den Autor angegeben und deshalb schwer zuzuordnen sind, weil sich oft mehrere Autoren desselben Titels bedient haben. So gibt es eine „Geistl. Gartengesellschaft“ von Scriver und eine „Himmliche Gartengesellschaft“ von Quirsfeld (diese erlebte 7 Auflagen). Der Name läßt zunächst aufhorchen, man begreift nicht gleich, was eine Gartengesellschaft mit Andachtsliteratur zu tun haben könnte. Es existierte aber im 17. Jahrhundert ein Roman, eine Art Bestseller mit diesem Namen, der offenbar große Zugkraft besaß und von jung und alt verschlungen wurde. Es ist zu vermuten, daß die geistlichen Autoren diesen Titel wegen seiner schon vorhandenen Beliebtheit gewählt und den religiösen Inhalt sozusagen unterschoben haben, um neue Seelen zu gewinnen. Arndt jedenfalls hatte solche Methoden nicht nötig; sein „Wahres Christentum“ ist tief ins Volk gedrungen und vertrat nach der toten Zeit des Dreißigjährigen Krieges eine „maßvolle, gesunde Mystik“ (Beck). Dieser nennt ihn auch „Sauerteig für die Kirche“, obwohl er ja damals von der Orthodoxie hart angegriffen und so etwas wie ein Märtyrer war. Wichtig ist vielleicht, daß er naturwissenschaftliche Holzschnitte in seinem Werk verwendet. Er war darin damals sehr modern, das Interesse an der Naturwissenschaft brach erst langsam durch. Sie wurde in der Dorfschule z. B. nur sehr zögernd und auch erst im 19. Jahrhundert eingeführt.

Mit 141 Exemplaren ist die „Kreuzschule“ von Wudrian aufgeführt. Wudrian war Hauptpastor in Hamburg, lebte von 1584–1625, hat also die schlimmsten Schrecken des großen Krieges nicht mehr miterlebt. Es wird von ihm gesagt, daß er viel Trost gäbe, aber etwas einseitig sei, außerdem „in der Gefahr, aus äußerlicher Trübsal ein Verdienst zu machen“ (Beck). Müllers „Erquickstund“, aufgelegt 1664, neue Auflagen bis 1851, ist ebenfalls häufig. Müller war ein Vorläufer und Bahnbrecher des Pietismus, ein fröhlicher Christ, gesund lutherisch und nicht spekulativ. Auch der „Himmliche Liebeskuß“ stammt von ihm, der in Feldstetten ebenfalls viel gelesen wurde. „Ein himmlischer Liebeskuß, alt, drei Kreuzer“ – wer müßte nicht hell auflachen, wenn ihm eine solche Zeile aus alten Büchern entgegenspringt? Müller allegorisierte gern, der Titel spricht auch dafür, er sagt aber selbst einmal, daß er das tue, um den Leser „eine Anmut zu machen“. Das ist ihm gelungen!

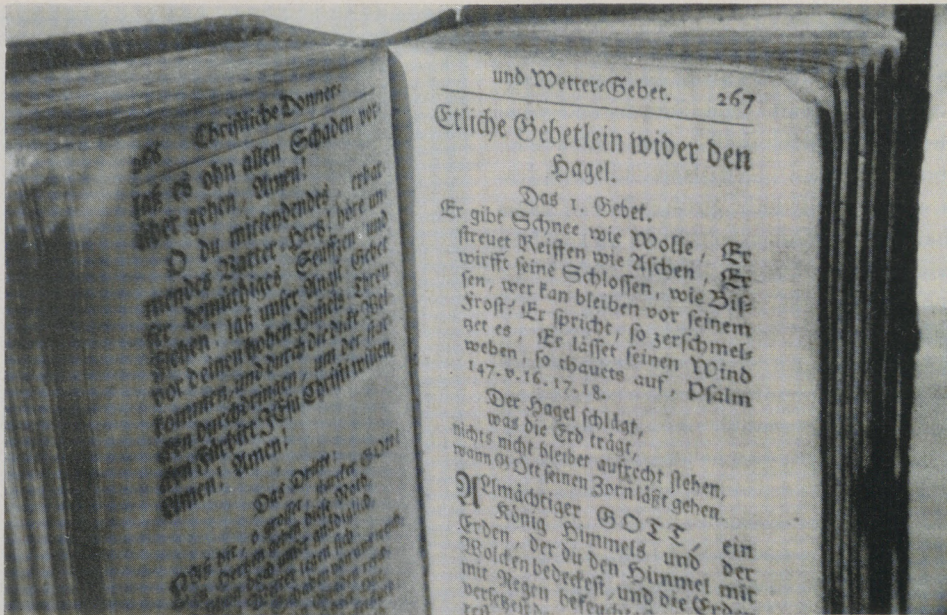
Fast die meisten Autoren der in Württemberg gängigen Erbauungsliteratur haben in Feldstetten Leser gefunden, natürlich ist Bengel vertreten, Spener,



Titelblatt des Stöltzlinischen Wetterbüchleins

Otinger, Arnold, Bogatzky, Brenz, Dillherr, Eichhorn, Hahn, Hartmann, Bilhuber, Hedinger, Schmolck, Storr und andere. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, wenn wir sie alle ausführlich würdigen würden.

Es wurde versucht, die Feldstetter Büchersammlung auch sozial aufzugliedern, also Nachrichten über Beruf, Stand in der Gemeinde, Todesursache, Persönliches aus den Pfarramtsakten beizufügen, um die Aspekte zu vertiefen und es nicht bei einer bloßen Aufzählung bewenden zu lassen. Es läßt sich dabei sagen, daß Handwerker und unter ihnen wieder die „sitzenden“ Berufe wie Schneider, Stricker, Weber für das Bücherlesen „anfälliger“ waren als mancher Großbauer, der es bei einigen gängigen Büchern bewenden ließ. Ein Stricker hinterließ bei seinem Tod 1842 53, meist geistliche Bücher; er scheint allerdings wohl Stundenhalter gewesen zu sein, denn er hatte auch Bildnisse von Bengel, Sartorius, Brastberger nebst einem Christusbild und einer Darstellung des Ehepaares Luther in seiner Stube hängen. Ein



Stötzlins Wetterbüchlein: Hagelgebete

anderer Stundenhalter (diese Tätigkeit ist keineswegs angegeben) macht sich kenntlich durch eine „Anweisung für Laienprediger“, die sich in seinem Besitz befindet. Eine ganz andere Stellung nehmen die großen Gasthäuser ein, hier flutete offenbar das Leben von draußen herein und nicht nur der horazlesende Lammwirt zeichnete sich durch Bildungsbeflissenheit, Fortschrittsgeist und offenen Blick aus. Im Besitz des Posthalters und Hirschwirts befanden sich Werke, von denen man wohl im Dorf kaum etwas wußte, so Heinrich Zschokkes „Stunden der Andacht“, ein „heiß umstrittenes und weit verbreitetes Werk, das als das klassische Handbuch aufklärerischer Frömmigkeit bezeichnet werden darf“. Auch der Rationalist Zollikofer taucht einigemal auf. Ob die Feldstetter wohl ermessen konnten, was für Kuckuckseier sie sich da ins warme pietistische Nest legten? Wohl kaum.

Wir sehen, von der Orthodoxie über den Pietismus, die Aufklärung, den Rationalismus sind alle Richtungen im Bauernhaus beheimatet gewesen. Eine zeitliche Einteilung zu versuchen, ist nicht sinnvoll, da alles ineinander übergreift und manche Strömungen auch nebeneinander herliefen. Die Retardierung im Dorf der damaligen Zeit ist ja eine Erscheinung, die auf allen Gebieten, auch der Kunst, Wissenschaft und Kulturgeschichte in Betracht gezogen werden muß. Manches alte Werk der Andachtsliteratur hat

sich durch endlose Neuauflagen über Jahrhunderte hinweg erhalten; mit der ihm eigenen Stetigkeit las der Mann auf dem Dorf gern das, was sein Vater und Großvater auch schon gelesen hatten.

Trotz der Fülle des erarbeiteten Materials läßt sich indessen die Frage nach dem Warum des großen religiösen Aufbruchs kleiner Leute nicht klar beantworten. Entgegengekommen ist ihm zweifellos der praktische Einstieg, den die Erbauungsliteratur mit festgefaßten Gebetsrezepten für alle Situationen des Lebens- und Jahreslaufes anbot. Man brauchte sich kaum auf die Formulierung eines Gebetes oder eines „Seufzerleins“ zu besinnen – es war alles schon aufbereitet. Himmelstürmende, ewigkeitsumfassende Gedanken im Gewand trockener Einreihung in nummerierte Schubladen – diese Mischung ist offenbar dem Herzen des damaligen Württembergers sehr nahegekommen.

Literaturnachweise: Hermann Beck, Erbauungsliteratur der ev. Kirche Deutschlands, 1883 – Christian Kolb, Die Erbauungsbücher des ev. Württemberg von der Reformation bis ins 19. Jahrhundert (maschinenschriftlich) – Grosse, Die alten Tröster, 1900 – Breining, Die Hausbibliothek des gemeinen Mannes vor 100 und mehr Jahren (Blätter f. württ. Kirchengesch. 1909).

Wichtige Hinweise verdanke ich Herrn Dr. Dieter Narr, Eschenau; die alphabetische Aufschlüsselung meiner Sammlung Herrn cand. phil. Martin Scharfe, Stuttgart.

Die Tragödie Hohenasperg

(1777–1787)

Eine psychologisch-graphologische Studie

Von Walther Bacmeister

I.

Es wird wohl im schwäbischen Schrifttum nur wenige Dichter und Schriftsteller geben, von denen eigenhändig Geschriebenes in solcher Menge in der Urschrift noch vorhanden und der Nachwelt überliefert ist, wie dies bei unserem Landsmann Christian Friedrich Daniel Schubart (1731–1811) der Fall ist. Denn Schubart war ein vielseitiger Dichter und Journalist, ein fleißiger Briefschreiber, der seinem überströmenden Herzen, namentlich in Briefen an Familienmitglieder, Verwandte und Freunde – nicht immer zu seinem Vorteil! – gerne freien Lauf ließ. Ein großer Teil seiner Briefe befindet sich in öffentlichem Besitz in guter Verwahrung und steht der literarischen Forschung in entgegenkommender Weise zur Verfügung.

Viele dieser Briefe waren einstens im Erbgang auf zwei Urenkel Schubarts übergegangen, den Landgerichtsrat Kern in Ellwangen und die Ehegattin des Rechnungsrats Hermann Bacmeister, Angelica, geb. Kern, Tochter des Tübinger Theologieprofessors Friedrich Heinrich Kern. Der Theologe David Friedrich Strauß (1808–1874) hatte sie erworben und auf ihnen seine große Biographie Schubarts in zwei Bänden aufgebaut. Die beiden Kinder von Strauß, Generalarzt Dr. med. Fritz Strauß und Georgine, verheiratete Heußler, haben den Großteil dieser Briefe der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart hochherzig zum Geschenk gemacht. Ein Teil von Schubarts Briefen und Gedichten in handschriftlicher Form ist in den Besitz des Schillermuseums in Marbach übergegangen. Einen kleinen Rest Schubartscher Dokumente aus Bacmeisterschem Familienbesitz habe ich erhalten. Er ist eine Zierde meiner Handschriftensammlung.

Die Daten der Lebensschicksale der beiden Männer und deren Frauen, von denen im nachstehenden hauptsächlich die Rede ist, des Herzogs Karl Eugen in Württemberg (1728–1793), seiner Gattin Franziska (1748–1811), des Dichters Chr. Fr. D. Schubart (1731–1811) und dessen Ehegattin Helene, geb. Bühler (1743–1819), sind im allgemeinen bekannt.

Über wichtige Einzelheiten herrschen jedoch noch Zweifel, so z. B. über den wahren Grund, der den Herzog zur Verhaftung Schubarts und namentlich zur grausamen Länge seiner Gefangenschaft auf dem Hohenasperg veranlaßt hatte. Auch einer der jüngsten Biographen Schubarts, Konrad Gaiser, sagt in seiner trefflichen Lebensbeschreibung (Schwäbische Lebensbilder, 1940, Band I, Verlag W. Kohlhammer): „Warum er verhaftet wurde, warum er so lange verhaftet blieb, hat er nie erfahren und auch wir wissen es nicht.“ Schubart selbst meint, der Grund seiner Verhaftung beruhe auf „Priesterhaß“, namentlich der Jesuiten, die er, der Protestant, wiederholt insbesondere in seinem Organ, der „Deutschen Chronik“, angegriffen habe. Herzog Karl Eugen, selbst katholisch, sei am Hofe Friedrichs des Großen von Jesuiten erzogen worden.

Goethe sagt einmal, alle Wahrheit sei einfach. Daran halte auch ich mich. Die tiefe innere Abneigung, die der hochgeborene Fürst und Landesherr gegen den einfachen Bürger und „Untertan“ und dasselbe Gefühl, das dieser gegen jenen hatte und das sich im Lauf der Jahre bis zum gegenseitigen Haß steigerte, beruht auf der Naturanlage der beiden Männer. Beide sind ihr hemmungslos verfallen, man kann sagen, sklavisch von ihr unterjocht worden. Diese Veranlagung zu verleugnen oder zu unterdrücken, ist ihnen unmöglich. Eine Belehrung von Freunden oder Angehörigen wäre von beiden aufs heftigste zurückgewiesen worden. Sie folgten ihrem innersten Naturtrieb, der vielfach in schroffem Gegensatz zur christlichen Sittenlehre stand, der aber auch, wie nicht verkannt werden darf, manche guten, freundlichen Züge und Handlungen aufzuweisen hat. Bei beiden kann neben verletzender Schroffheit eine Gutmütigkeit festgestellt werden, die die Herbheit ihres Wesens wieder sänftigte. Mit Recht konnte der Herzog die Gründung der Hohen Schule, die seinen Namen trug, als sein eigenes Werk ins Feld führen, das nicht wenige bedeutende Männer zum Segen des Landes aus seinen Reihen entließ. Und an Schubarts Patriotismus, an seiner zärtlichen Vaterliebe, die er seinen beiden Kindern Ludwig und Juliane durch sein gan-

zes Leben hindurch bezeugte, kann nicht gezweifelt werden.

Beide Männer verstoßen aufs gröblichste gegen die vom Sittengesetz anerkannten Grundsätze einer christlich geführten Ehe. Die erste Gemahlin des Herzogs, Prinzessin Elisabeth Sophia Friederike von Bayern, verläßt nach kurzer Ehe den Herzog. Sie wird ihre Gründe hierzu gehabt haben.

Der ehelos gewordene Fürst weiß sich zu helfen: Er entführt 1772 die dreiundzwanzigjährige Frau Franziska Baronin von Leutrum ihrem am Altar ange-
trauten Gatten durch einen zur Nachtzeit von ge-
dungenen Helfern ausgeführten Überfall, der die
junge Frau dem Herzog in die Arme führt. Und sie
wird die Geliebte des Herzogs, um nie wieder zu
ihrem Gatten zurückzukehren. Karl Eugen ließ sie
durch das Evangelische Konsistorium von ihrem
rechtmäßigen Gatten scheiden. 1774 wird sie durch
Kaiser Joseph II. zur Reichsgräfin von Hohenheim
erhoben; 1784 ließ sich der Herzog insgeheim mit
ihr trauen, 1786 wird die Vermählung öffentlich be-
kanntgemacht.¹

Aber die Natur hat sich gerächt. Sie hat dieser
Verbindung den heißersehnten Thronerben versagt.
Und Schubart besaß die Kühnheit (um nicht einen
anderen Ausdruck zu wählen), in seinem Organ
„Deutsche Chronik“ auf dieses Mißgeschick hinzu-
weisen, das auch andere, von ihm namentlich ange-
führte regierende Häupter getroffen habe. Selbst-
verständlich blieb dies dem Herzog nicht verborgen.
Und was mag er empfunden haben, als er das be-
rühmt gewordene Gedicht Schubarts „Die Fürsten-
gruft“ las, das im zweiten Jahr der Kerkerhaft ent-
stand und 1781 im „Frankfurter Musenalmanach“
veröffentlicht wurde? Ein Gedicht, das die Vergäng-
lichkeit der Königreiche und all ihrer Träger also
schildert:

Da liegen sie, die stolzen Fürstentümer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt!

(Dieselbe vernichtende Kritik übte Schubart an der
Hohen Schule des Herzogs, die er „Sklavenplan-
tage“ nannte.) Daß die Abneigung des Herzogs ge-
gen Schubart nach der Veröffentlichung eines solchen
Gedichtes nur gesteigert wurde, erhellt ohne wei-
teres. Wenn auch im Laufe der Zeit der Vollzug der
Haft Milderungen erfuhr – der Gefangene durfte
sich auf der Festung frei bewegen, er durfte Besuche
empfangen, u. a. den von Schiller –, so schlugen doch

alle Versuche fehl, ihm die Freiheit zu verschaffen.
Ein Kniefall der 76jährigen Mutter, die anlässlich der
Jubiläumsfeier der Heidelberger Universität im Jahre
1786 von der Professorenschaft einstimmig vorge-
tragene Bitte, weitere zahllose Bittgesuche von maß-
gebenden Persönlichkeiten – nichts vermochte den
Herzog milder zu stimmen. Und wie konnte dieser
Fürst die ungeheuerliche Tat, die eigenen Landes-
kinder als Soldaten an fremde Staaten zu verkaufen,
vor seinem Gewissen rechtfertigen? Das vom Her-
zog bei diesem Sklavenhandel eingenommene Geld
wurde in einer verschwenderischen Hofhaltung ver-
geudet, auf Jagden und Reisen ins Ausland verpraßt,
so z. B. bei einem Besuch des Karnevals in Venedig
mit großem Gefolge. Bei einem einzigen Fest in Lud-
wigsburg machte der Herzog Geschenke im Wert
von 50 000 Talern!

Nur einer hatte den Mut, nicht zu schweigen: Schu-
bart. In seinem ebenfalls berühmt gewordenen „Kap-
lied“ hat der Unerschrockene seinem patriotischen
Gefühl erschütternden Ausdruck verliehen:

Auf, auf! ihr Brüder und seid stark,
Der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.

Ein dichter Kreis von Lieben steht,
Ihr Brüder, um uns her;
Uns knüpft so manches teure Band
An unser deutsches Vaterland,
Drum fällt der Abschied schwer.

Am 27. Februar 1787 – Schubart saß an diesem Tag
noch als Gefangener auf dem Hohenasperg – mar-
schierte das erste Bataillon des „Kapregiments“ aus
Ludwigsburg ab; am 2. September desselben Jahres
folgte das zweite. Dazwischen – am 7. Mai 1787 –
lag die Entlassung des Dichters aus der Gefangen-
schaft.

Der junge Schubart sollte nach dem Wunsch seines
Vaters, der in Aalen als Geistlicher, Praeceptor und
Musikdirector tätig war, das Studium der Theologie
ergreifen. In Erlangen, wo er sich auf diesen Beruf
vorbereiten sollte, führte der Student ein wildes, der
Gottesgelahrtheit nicht sehr ernstlich gewidmetes Le-
ben, das ihn in den Schuldurm brachte. Dort emp-
fing er – ein offenbar fideles Gefängnis! – den Be-
such einer Freundin! Seine Bewerbung um die Hand
eines Mädchens aus angesehener Erlanger Familie
wurde von dem Vater abgewiesen, dem die Führung
des Bewerbers mißfiel.

Im Herbst 1763 erhielt der junge Schubart die Stelle eines Praeceptors und Organisten in der Ulmischen Kleinstadt Geislingen. Nach kurzem dachte er auch dort wieder, daß es nicht gut sei, wenn der Mann allein sei, und bewarb sich abermals um die Hand einer Bürgerstochter einer alten Geislinger Familie. Dem Vater, dem Oberzoller Johann Georg Bühler, kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß er dem unvergorenen Brausekopf seine Tochter Helene, ein Mädchen von 20 Jahren, das die Welt noch nicht kannte, ohne sorgfältige Prüfung zur Frau gab.

Und wie, so fragen wir, hat der junge Stürmer, der eigentlich am liebsten sein ganzes Leben hindurch den Sturm und Drang nicht abgelegt hätte, wenn nicht ein anderer dazwischen getreten wäre – wie hat der Junglehrer und junge Ehemann sein Amt und seine Ehe geführt?

Über seinen Beruf als Lehrer in Geislingen wird ein Vorkommnis berichtet, das die wilde Unbeherrschtheit seines Charakters in einem sehr trüben Licht erscheinen läßt. Der Zornwütige schlug („peitschte“ heißt es in jenem Bericht) auf einen Schüler derart unbarmherzig ein, daß die ganze Schulklasse den Praeceptor „kniefällig“ bat, von weiteren Schlägen abzulassen! Noch wochenlang lag der arme Knabe an den Folgen dieser Mißhandlung darnieder. Wenn der Junge dieser Untat etwa erlegen wäre, hätte ein Jurist auch der damaligen Zeit diese Handlung als ein Verbrechen des Totschlags betrachten müssen.

Sein eigener Sohn Ludwig berichtet in seinem Buch über den Vater: Wenn Schubart einmal das Schule halten lästig geworden sei, sei er, statt zur Schule zu gehen, „zum Tor der Stadt hinausgegangen, um sich als Anachoret in Wald und Feld herumzutreiben.“²

Über die ersten Jahre der jungen Ehe ist leider auch nicht viel Gutes zu berichten. Bei seiner Überheblichkeit gegenüber Personen einfacherer Bildung, wie sie die damalige Volksschule vermittelte, und dem jähzornigen Charakter Schubarts kam es des öfteren vor, daß er seine Frau schlug. Sie suchte Schutz bei ihrem Vater, der seinerseits den Obervogt um Abhilfe bat. Über den Erfolg dieser Bemühungen ist nichts bekannt.

Im Jahr 1769 entschloß sich Schubart, das Geislinger Schulamt aufzugeben und nach Ludwigsburg als beamteter Musiker überzusiedeln. Der treue Freund Balthasar Haug, Professor daselbst, hatte ihm eine Stelle als Musikdirector verschafft. Ein folgeschwerer Entschluß!

Das Leben in der Garnisonstadt mit ihren Offizieren, ihren vielfach fremdländischen Künstlern, deren freieren Sitten er sich nur zu gerne anschloß, ver-

führte Schubart beim Mangel jeder Selbstzucht dazu, auch hier wieder sein Amt nachlässig zu verwalten. Er setzte das sittenlose Leben, das er schon vor seiner Ehe geführt hatte, durch Trunk und Ausschweifungen fort, so daß er zum Schaden seiner körperlichen Kraft und seelischen Gesundheit immer tiefer sank. Er vergaß seine Pflichten gegen Ehefrau und Familie. „Er trat“, sagt Strauß in seiner Lebensbeschreibung (2. Aufl., 1874), „seine Ehe mit Füßen.“ Auch die Biographie aus der jüngsten Zeit, von Konrad Gaiser, schließt sich mit denselben Worten diesem Urteil an. Es ist der um ihr Glück betrogenen jungen Frau wahrlich nicht zu verargen, daß sie ihren Mann verließ und mit ihren beiden Kindern nach Geislingen ins Elternhaus zurückkehrte.

Die Folge der schlechten Führung Schubarts war die Enthebung vom Amt und die Ausweisung aus dem Land Württemberg. Er führte in den nächsten Jahren ein ruheloses Leben von Stadt zu Stadt, meistens vom Erteilen von Musikunterricht lebend, bis er endlich von München 1774 nach Augsburg kam. Dort gründete er, seinen eigentlichen Lebensberuf erkennend, als freier Schriftsteller und Journalist die zweimal wöchentlich erscheinende politische Zeitschrift „Deutsche Chronik“, die er bis an sein Lebensende fortführte.

Wenn einer, hätte er einer Volksvertretung angehören müssen. Er wäre ein Parlamentarier von Format geworden: mutig angreifend, scharf verurteilend, wo immer er Unrecht witterte. Er kannte die Sprache des Volkes und sprach sie mit einem herrlichen, kraftvollen Organ, vergleichbar einem römischen Volkstribun, der unabhängig und für seine Person unverletzlich, sakrosankt war. Aber – ein anderer, Mächtigerer trat dazwischen und verhinderte schon den Anfang einer solchen Laufbahn.

Sein Bleiben war auch in Augsburg, der paritätischen Stadt, nur von kurzer Dauer. Er griff in seiner Zeitung die Jesuiten an, machte Schulden, die er nicht bezahlte – die Ausweisung wurde ihm angedroht. Nach dreiviertel Jahren schon mußte er die Stadt verlassen. Er siedelte nach der freien Reichsstadt Ulm über und wurde deren Bürger. Dort führte er seine Zeitschrift weiter.

Durch seine musikalische Tätigkeit verbesserte er seine wirtschaftliche Lage, so daß er auch seine Familie wieder zu sich nehmen konnte. Aber das Glück war nicht von langer Dauer. Das einschneidendste, folgeschwerste Ereignis in Schubarts Leben war seine am 22. Januar 1777 auf Befehl des Herzogs Karl Eugen in Blaubeuren, also auf württembergischem Staatsgebiet, durch herzogliche Be-

amte erfolgte Verhaftung. Sie war rechtlich unmöglich, verletzte sie doch die staatsrechtliche Hoheit der Reichsstadt Ulm. Denn Schubart war, wie erwähnt, Ulmer Bürger.

In welchem Kopf dieser Plan entstanden ist, ob in dem des Herzogs selbst oder in einem seiner nur zu bereitwilligen Untergebenen, ist nicht bekannt. Jedenfalls zeugt er von einer hervorragenden Einfühlung in die Psyche des Verhafteten, denn er traf dessen verwundbarste Stelle, seinen Dünkel, seine Eitelkeit. Man hatte ihm nämlich vorgespielt, ein fremder Herr, dessen Name vorerst unbekannt bleiben sollte, wünsche ihn, den berühmten Dichter und Musiker, kennenzulernen. Und prompt fiel Schubart auf den Schwindel herein, obwohl ihn seine Frau ausdrücklich gewarnt hatte.

Beachtlich ist, daß Franziska, die damalige Reichsgräfin von Hohenheim, anwesend war, als Schubart in das Gefängnis abgeführt wurde.

Was eine zehnjährige Gefangenschaft für einen Feuergeist wie Schubart bedeutete, braucht nicht näher geschildert zu werden. Wenn auch der im ersten Jahr aufs grausamste durchgeführte Strafvollzug – Entziehung einer Schlafstätte, Mangel an Frischluft, Verbot der schriftlichen Verbindung mit der Außenwelt u. a. m. – später Erleichterungen erfuhr, unmenschlich war und blieb es, ihm den Besuch seiner alten Mutter und seines Bruders zu verweigern, grausam war es, den ersten und einzigen Besuch von Frau und Kindern erst im neunten Jahr seiner Gefangenschaft zu bewilligen. Das steinerne Herz des Herzogs blieb ungerührt, ein Verhalten, das nur als Sadismus zu bezeichnen ist.

Endlich, am 11. Mai 1787, schlug die Stunde der Befreiung! Der Herzog selbst verkündigte dem Gefangenen mit den Worten: „Schubart, er ist frei!“ das Ende der Gefangenschaft. Auch diesmal war die inzwischen zur Ehegattin und Herzogin von Württemberg erhobene Franziska von Hohenheim anwesend.

Was den Herzog zur endlichen Freilassung Schubarts bewog, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Vielleicht haben politische Erwägungen eine Rolle gespielt. Nicht unbekannt geblieben ist gewiß Karl Eugen die hohe Verehrung Schubarts für den großen preußischen König, aus der er in seiner „Deutschen Chronik“ und in mehreren Gedichten kein Hehl machte, sowie die Tatsache, daß sein einziger Sohn Ludwig mit des Vaters Zustimmung eine angesehene Stellung im preußischen Staatsdienst erhalten hatte. Oder sollte schließlich die Frau, die vor allem auf den alternden Herzog einen mildernden Einfluß aus-

übte, ihre Hand im Spiel gehabt haben? Läßt sich nicht die Möglichkeit denken, daß sich das Herz der hochmögenden Frau zum Herzen der armen, gequälten Frau des Gefangenen gefunden hat; daß sie, die früher ihr von Schubart zugefügte Kränkung vergessend, die Freilassung durch ihre Fürsprache bewirkte? Alle diese Fragen sind von einem Geheimnis umwittert, das die Herzoginwitwe am 1. Januar 1811 in die Gruft der Martinskirche des Schlosses zu Kirchheim u. T. mitnahm. Im Jahr 1906 hat der Württembergische Geschichts- und Altertumsverein übrigens in dieser Kirche zu ihren Ehren eine Gedenktafel anbringen lassen.

Ehe ich zur kritischen Würdigung der einschlägigen Autographen meiner Sammlung übergehe, soll noch die Frage beantwortet werden: Wer hat in dem Kampf zwischen diesen beiden Kraftnaturen den Sieg davongetragen, der Fürst oder der „Untertan“? Die Antwort kann nicht zweifelhaft ausfallen.

Beide Männer hatten viel, allzuviel Gleichartiges in ihrem Charakter. In sittlicher Beziehung – im engsten Sinne, dem anderen Geschlecht gegenüber – waren sie das Gegenteil des Vorbildes, das sie nach dem ihnen übertragenen Amt hätten sein sollen. Es erübrigt sich, dazu noch Näheres auszuführen. Vor allem waren die beiden ausgesprochene Willensmenschen. Ihr Ziel ist dasselbe: den anderen zu „erziehen“. Der eine möchte am liebsten den anderen zu einer Art „schwäbischen Voltaire“ formen; dieser jenen zu einer Idealgestalt wie es sein Idol, der preußische König, war. Dieses Ziel hat keiner der beiden Männer auch nicht entfernt erreicht. Dem Herzog waren durch den Zufall der Geburt die größten Machtmittel gegeben; er hat von ihnen, wie wir sahen, rücksichtslosen Gebrauch gemacht. Schubart ward von einer höheren Macht die Gabe des Wortes in gebundener wie in ungebundener Form verliehen. Er hat diese Gabe voll ausgeschöpft. Sein Ziel war ein politisches. An seiner echten Vaterlandsliebe ist nicht zu zweifeln. Er hatte ein größeres Deutschland vor Augen. Er war begeistert für deutsche Kunst, deutsche Sprache, deutsche Sitte. Dem Fürsten ist es geglückt, durch die rechtswidrige Verhängung einer grausam langen Haft die Kraft seines Gegners körperlich und geistig zu lähmen und schließlich zum Erliegen zu bringen, so daß er nach der Entlassung nur noch ein Schattendasein führte. Aber der „Untertan“ hat durch seine ihm verliehene Macht, durch das Wort, erreicht, den Fürsten vor dem unerbittlichen Richterstuhl der Geschichte für alle Zeiten zu brandmarken. Das Wort hat gesiegt, nicht das Unrecht, die rohe Gewalt!

II.

Die Handschrift Schubarts ist sehr verschiedenartig. Er selbst schreibt einmal in einem Brief vom Hohenasperg am 22. Oktober 1785 an seine Frau: „Die Schubarts sind seit Jahrhunderten Schönschreiber und in der Musik berühmt.“ Er hatte ja immer eine gute Meinung von sich gehabt und pflegte sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Gerne richtete er seine Handschrift, ja sogar das Format seines Briefpapiers nach der Eigenart des Empfängers. So ist eine Quittung Schubarts aus der Geislinger Schulmeisterzeit vom 21. April 1766 für fünf Viertel Roten und zehn Viertel Weißen im amtlichen großen Format (33 × 20 cm) an den Fruchtkasten in prächtiger, schwungvoller Schrift mit „Christ. Fried. Daniel Schubart Praec. & Musices Director“ unterzeichnet.

Ganz anders sind die Schreiben vom Hohenasperg: Der Brief vom 15. Juli 1785 und das Geburtstagsgedicht vom 16. Juli 1786 an das geliebte Töchterchen Julchen in kleinster, zierlicher Schrift, wie vielleicht die Damen des Rokoko ihre Liebesbriefe abgefaßt haben mochten. Der Anfang des Briefes, im Format 20 × 11 cm, lautet: „Der Abschied von Dir, süßes Julchen und von Deiner guten Mutter und von dem kreuzbraven Ludwig hat mich Thränenströme gekostet. Eine so theure Familie, die dem armen gefesselten Vater nach 9 Jahren wieder am Halse hängt und ihm einige Tage zu Paradiesestagen umschafft, wieder verlassen zu müssen, o das ist Höllenqual für Herzen, die fühlen können . . .“

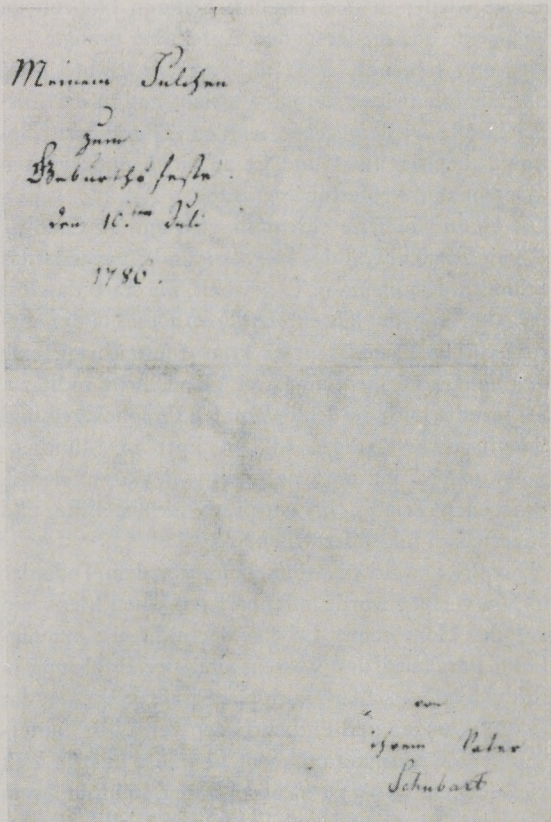
In demselben Format und in derselben zierlichen Schrift schreibt der Vater am 16. Juli 1786 zum 19. Geburtstag Julchens ein Gedicht von dreizehn Strophen. Dieses Gedicht, das meines Wissens noch nicht veröffentlicht wurde, ist von unbedeutendem poetischem Wert. Das Vorsatzblatt mit Schubarts Unterschrift ist in der rechten Spalte abgebildet.

Es folgt ein Brief des Herzogs an Professor Bök mit dem Datum Hohenheim, 6. März 1781. In diesem Brief bestätigt der Herzog den Empfang der Rede des Candidaten Paulus anlässlich seines Geburtstages am 11. Februar 1781. Die zwölf Zeilen sind nicht von der Hand des Herzogs, aber die Unterschrift ist echt. Sie zeigt deutlich die von der eigenen Größe und Bedeutung überzeugte Natur des Schreibenden. Nebenstehend das Faksimile der Unterschrift.

Der Herzog scheint persönlich eine fleißige Feder geführt zu haben, insbesondere über seine Reisen. Peter Lahnstein berichtet in seinen „Schwäbischen Silhouetten“ (bei W. Kohlhammer, 1961) in einer

Christ. Fried. Daniel Schubart
Praec. & Musices Director.

Schubarts Unterschrift unter einer Quittung vom 21. April 1766



Vorsatzblatt zu dem Geburtstagsgedicht für Julchen vom 16. Juli 1786

[Faksimile der Unterschrift des Herzogs Karl Eugen]

Unterschrift des Herzogs Karl Eugen

besonders anziehenden Studie „Karl Eugen besichtigt die Revolution“ über eine im zweiten Jahr der großen Revolution mit der Herzogin nach Paris ausgeführte Reise: „Es ist erstaunlich, was alles die hohen Herrschaften gesehen und erlebt haben . . . Wir legen das Tagebuch aus der Hand. Es ist, als ob wir mit dem dicken Bündel reinlich beschriebenen Papiers – denn seiner Fränzel zulieb hat Karl seine ungestüm ausfahrende Handschrift gezügelt – ein Stück Geschichte leibhaftig in der Hand gehabt hätten.“

Am 26. April 1791 erfolgte die Abreise des herzoglichen Paares aus dem Tumult der wabernden Weltstadt. „Wie mögen die Reisenden aufgeatmet haben, als sie wieder in dem ländlich heiteren Hohenheim ankamen, das in der ersten Apfelblüte prangte.“ – Der nun folgende, noch nicht veröffentlichte Brief der Herzoginwitwe soll im Wortlaut und in der Originalgröße wiedergegeben werden. Er trägt das Datum 1. Februar 1804 und ist an einen unbekannten „Doctor und Professor“ gerichtet.

Die Herzogin hatte sich nach dem am 24. Oktober 1793 erfolgten Tod des Herzogs als Witwensitz das Schloß in Kirchheim u. T. gewählt. Sie starb daselbst im Alter von 63 Jahren (1811). Angesichts der charakterlichen Eigenart dieser Frau traute ich mir eine graphologische Deutung ihrer Handschrift nicht zu. Ich wandte mich an den bekannten Graphologen und Schriftsachverständigen M. W. Eger in München-Solln und bat ihn um eine Analyse des oben wiedergegebenen Briefes. Er entsprach meiner Bitte und äußerte sich folgendermaßen:

„Der Brief, welcher sieben Jahre vor dem Tode der Gräfin verfaßt wurde, offenbart uns einen Menschen auf der Höhe seines Lebens, der nicht nur mannigfache Parallelen des Wissens und der Erfahrung in sich vereinigt, sondern auch eingegrabene Spuren der Enttäuschungen und Entbehrungen verrät. In Lauterkeit und Gesinnung erhaben, für die damalige Zeit vielleicht ein wenig zu idealistisch und kühn in ihrem Gerechtigkeitsempfinden, hat sie bei aller Rechtchaffenheit in manchen Kreisen Anstoß gefunden. Entwicklungsmäßig dürfte es so gewesen sein: Schreiberin hat sich *nicht* mit der Rolle des satten und begüterten Adels begnügt, sondern sie hat sich mehr und mehr um Dinge und Ansichten gekümmert, die ihr zu einer Art „Weltanschauung“ wurden. Sie dachte mehr als wirklich zu leben; einer großen Idee und Überzeugung zuliebe hat sie die eigene Seele unterdrückt und verkümmern lassen, sofern das nicht auch von anderer Seite bewirkt wurde, denn irgendwie fehlt ihr die anspruchsvolle, generöse und kommandierende Mentalität. Im Gegenteil, die

Analysantin hat sich mehr als nötig an ihrer freien Entfaltung verhindern lassen; sie war zum Zeitpunkt des Briefes ein unglücklicher, gedemütigter und gebrochener Mensch.

Aber gerade dieser seelische Tatbestand zwang sie, mit allen Mitteln der „kleinen Diplomatie“ zu wirken und zu kämpfen. Denjenigen Menschen, die ihr wohlgesinnt waren, brachte sie gewiß keine Feindschaft entgegen; wohl aber denen, die sie bekämpften. Und so vereinigen sich in ihrem Wesen willentliche Intensität mit sensibler Empfindsamkeit, die begreiflicherweise das schwache Volumen ihres schlichten Gemüts zersplitterten. Offenbar hat die Schrift-eignerin sehr arg unter den *Spannungen* ihrer Seele gelitten, vor allem deshalb, weil sie nicht genug Vitalität und Durchsetzungskraft besaß, ihr Leben kraftvoll nach der einen oder andern Seite hin einzusetzen. Das bedrückte sie oft und erzeugte Minderwertigkeitsgefühle, aus denen dann Heimlichkeit, Berechnung und Kritiksucht erwuchsen.

Ansonsten war sie sparsam, haushälterisch, einfach und eher „volkstümlich“ als vornehm. Ihr Herz war rein und sie war davon überzeugt, in ihrer jeweiligen Lage das Richtige zu tun. Und doch hat sie sich mehr geschadet als genützt.“

III.

Der Journalist und Dichter Albert von Winterfeld (1832–1908) hat der Frau Helene Schubart in der früher erschienenen Halbmonatsschrift „Schwabenland“ (Nr. 3, 1899) ein „Gedenkblatt zur 80. Wiederkehr ihres Todestages“ mit Bild³ gewidmet, dessen einleitende Worte lauten: „Unter den deutschen Dichtergattinnen nimmt die Gemahlin Schubarts nur einen bescheidenen Raum ein, wenn man sie nach dem Maßstabe ihrer geistigen Bildung beurteilt, einen hervorragenden aber, wenn die hundertfach auf die Probe gestellte Liebe und Treue eines alles duldenden, alles tragenden, alles verzeihenden Frauenherzens als Wertmesser gelten darf. Wie ihr Geist im Umgang mit ihrem Manne sich allmählich entwickelte, so wuchs und festigte sich auch ihr Charakter unter der Fülle der ihr auferlegten Leiden, die sie, siegreich kämpfend, überwand.“

In meiner Autographensammlung befinden sich noch zwei Stücke, die einer besonderen Würdigung wert sind. Es sind dies zwei Briefe der Gattin Schubarts an den Enkelsohn, den „Herrn Studenten Kaufmann im Kloster zu Maulbronn“ aus Stuttgart vom „letzten Tag des Jahres 1806“ und vom 11. Februar 1807.

Hoch Gebrauer Herr Doctor und Professor!

Karl Herr Wolf Rupinands Geistes Vorlesungen, zur
 Bildung der jungen Herrn Lärmen, die ich die Vorlesungen
 der Rübinger Collegie, zu einem vortrefflichen Mann zu bilden,
 wird es mir den besten Weg sein, als Student der Vorlesungen,
 wo ich die und die Zeit schenken und Gelegenheit finden, die Herr
 Herrn Studenten vorzuführen. Ich empfehle Herr also, die Hoch
 Gebrauer in Herr protection, da die Herr schon so gutig Geistes
 gegeben haben, und ich die und die Herr Gebrauer aber ich
 ich, weil ich die und die Herr Vorlesungen, in mich, ich
 die zu Rübinger sein, persönlich zu Lärmen, die Vorlesungen sein,
 um mich Geistes die Herr zu werden, und bin aber mich Herr
 gutigst Herr völlig übersehe, da meine Wünsche, die die jungen
 Lärmen der Vorlesungen sein, ich selbst mich Vorlesungen ad.
 da ich die Herr die Rübinger Collegie zu einem vortrefflichen
 Mann bilden wird, zu Lärmen recommendation füge ich die
 Vorlesungen die besonders Vorlesungen die, und welche ich bin,
 die Hoch Gebrauer.

Alte
 1773 1780

Ganz besonders effectiv
 samer Vorlesungen

Thullgren acc. Erfurt Aug 26 Sept 6 / 1806

Libera Tafa!

[illegible][illegible]

Brief der Helene Schubart an ihren Enkel vom letzten Tag des Jahres 1806

Sie sind familiären Inhalts und ohne besondere Bedeutung, aber mit fester Hand von der 63jährigen Großmutter geschrieben. Dieser Enkel war ein Sohn der Tochter Julie, die den Kammervirtuosen (Cellisten) Johann Kaufmann geheiratet hatte. Aus Raumgründen kann nur einer der beiden Briefe – der vom letzten Tag des Jahres 1806 – im Faksimile wiedergegeben werden.

Zur graphologischen Begutachtung habe ich auch die beiden Briefe Herrn M. W. Eger vorgelegt. Er hat eine überaus fesselnde Deutung abgegeben, die ich leider aus denselben Gründen nur auszugsweise wiedergeben kann:

„Die . . . Briefe offenbaren den Typ einer zwar einfachen, aber durch und durch *guten* Frau mit einem großen Herzen und gesundem Verstand. Die feinen Elemente der Bildung sind eingebettet in die Energie zur praktischen Rührigkeit. Denn mutmaßlich wurde dieser Frau nichts, aber auch gar nichts geschenkt. Immer bereit, sich einzusetzen, zu opfern und mitzuwirken, gerät sie manchmal in Gefahr, zu den Dingen und Menschen den Abstand zu verlieren. Ihre Betriebsamkeit ist fast zu intensiv; es fehlt nicht an Stimmungsschwankungen, denn wie oft mögen Hoffnung und Resignation gewechselt haben. Aber dieser seelischen Beeindruckbarkeit setzt sich die große Vertrauensbereitschaft in die *Gerechtigkeit* entgegen. Schreiberin wollte und mochte nicht an das „Böse“ glauben, denn sie ist zu redlich und ehrlich; Ränke und Bosheit können sich in ihrem Gemüt nicht einnisten . . . Die Gefühle dieser Frau reichen

von starker Beeindruckbarkeit und tiefer Liebe bis zu leidenschaftlicher Hingabe an die Pflicht des Tages . . .“

Besser als in diesem treffsicheren Gutachten des Graphologen konnte das Wesen der einfachen Bürgersfrau Helene Schubart nicht geschildert werden. Ihr hatte der „*liebe Schöpfer und Erhalter*“ auf den Lebensweg einen trefflichen *Charakter* mitgegeben, mit dem sie alle Personen, die an dem Trauerspiel Hohenasperg beteiligt waren, weit überragt – Männer wie Frauen, den Herzog selbst und die Herzogin, hohe Offiziere und Geistliche, Beamte und deren Helfershelfer, ja den eigenen Ehegatten. Sie hatte keine „*Erziehung*“ nötig; sie hätte ihrem haltlosen Mann ein Vorbild sein können. Daß er darauf in seinem Dünkel verzichtete, war seine Schuld und wurde ihm zum Verhängnis. Helene Schubart hat ihren Mann und ihre beiden Kinder überlebt. Sie starb in kümmerlichen Verhältnissen am 25. Januar 1819 im Alter von 76 Jahren. Sie ist, wie alle ihre Angehörigen, auf dem Hoppenlau-Friedhof in Stuttgart begraben, einer Oase, an deren Rand die Wellen der Großstadt sanft verebben.

¹ Daten nach E. Vely, Herzog Karl Eugen von Württemberg und Franziska von Hohenheim, 3. Auflage, Stuttgart 1877. – ² Ludwig Schubart, Schubarts Charakter von seinem Sohn Ludwig, S. 116. – ³ Dieses Bild, ein Gemälde eines unbekannten Malers, war einstens im Besitz der Familie Bacmeister. Es ist heute verschollen. Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, den jetzigen Besitz wieder aufzuhellen. Das bekannte Bild Schubarts von dem Maler Oelenhainz befindet sich in der Staatsgalerie Stuttgart.

Stille Stunde am Wildsee

Du ruhst in wilder Wälder Reigen
Mit Deiner Wasser dunklem Glanz,
Ringsum ist tiefes, heil'ges Schweigen
In Deiner Tannen stummem Kranz.

Es träumt in Dir ein gold'ner Frieden
Weit von der Zeiten Not und Weh,
So herrlich weltenabgeschieden,
Du zauberhafter Schwarzwaldsee.

Klein wird das Kleine, groß das Große.
Mein Herz wird froh, unendlich weit,
Als trage mich das Uferlose
Bis vor das Tor der Ewigkeit.

Werner Conzelmann

Ein Proëchidna-Schnabeligel als Haustier im Schwabenland*

Von Max Kibler

Unter meinen Onkeln nannten wir einen der Brüder meines Vaters den „Schmetterlingsonkel“, weil er von Schmetterlingen lebte; von Schmetterlingen aus aller Herren Länder. Vorwiegend erhielt er sie, in dreieckig gefalteten Tüten, aus Übersee, besonders aus Neuguinea und Südamerika, aber auch von Madagaskar und aus Indien. Nicht wenige dieser exotischen Schmetterlinge zog er selbst aus Raupen. Dieser Onkel war eines jener schwäbischen Originale, von denen jede Generation meint, sie würden immer seltener und stürben eben mit ihrer Generation aus. Aber – sie feiern immer wieder „fröhliche Urständ“. Erst vor drei Jahren, ganz kurz vor seinem 90. Geburtstag, ist dieser Schmetterlingsonkel in Freudenstadt gestorben. Bis dahin lebte er, und nicht einmal schlecht, davon, daß er die oft berührend bunten Schmetterlinge auf Watte in der ganzen Schönheit ihrer gebreiteten Flügel präparierte und als eindrucksvollen Wandschmuck an Laien und Kenner verkaufte.

Seine Schmetterlinge haben ihn über die Inflation, über die Währungsreform, über Frieden und Krieg, über Diktatur und Demokratie und Besatzungszeit hinübergetragen.

Daß der Onkel, 1914, als der große Krieg begann, staatenlos war, interessierte uns Buben mächtig, und es machte uns stolz, daß von ihm, der nur eine Schuhmacherlehre hinter sich hatte, im Naturalienkabinett ein Schmetterling zu sehen war, der seinen Namen trug. „Kibleri“ stand hinter dem lateinischen Namen, und dieser Schmetterling war nicht zum wenigsten daran schuld, daß wir ohne Zwang und

ohne Schule an verregneten Sonntagen einen Ausflug in das Naturalienkabinett in der Neckarstraße unternahmen.

Was für eine Wanderschaft hatte der Onkel doch hinter sich! Neben ihm verblaßten für uns Gerstäcker und Karl May und noch ein paar andere Größen aus „Dem guten Kameraden“.

Mit 17 Jahren war er, 1890, aus der Lehre in Mainhardt davongelaufen und über das große Wasser gegangen. Drüben angekommen, trieb er sich in Nord- und Südamerika herum, als Orangenpflücker, als Farmhand, als Goldgräber in Alaska, wo er um teures Geld den Goldgräbern Schuhe flickte, nachdem beim Goldwaschen wenig herauskam und Handwerkerarbeit, für die sich andere zu gut dünkten, sehr gefragt war. Er reiste als Judenmissionar, als Sammler von ethnographischen Gegenständen, als blinder Passagier vom Pazifik bis zum Atlantik. Im Golf von Mexiko verdiente er seinen Lebensunterhalt als Schiffskellner, bis es ihm dann im Amazonasgebiet gelang, die berühmten großen blauen Schmetterlinge zu fangen, und bis er entdeckte, daß man so etwas sogar verkaufen konnte. Nach Schmetterlingen jagte er dann nicht nur in Südamerika, sondern auch auf Madagaskar und Ceylon, in Hinterindien und in Neuguinea, und siehe da, es gab, wohl zu seinem eigenen Erstaunen, in ganz Europa, ja auf dem ganzen Erdball, Leute, die für solche Tiere Geld, ja sogar viel Geld bezahlten. 1890 war er ausgewandert. Er erhielt – und verlor dann durch Abwesenheit – die Bürgerschaft in USA. Nie trug er eine Uhr, nie eine Waffe bei sich, obwohl er sich in Madagaskar jenseits des Militärkordons aufhielt und obwohl er in Neuguinea mit Kopfpjägern und Menschenfressern Handel trieb.

1905 kehrte er erstmals zu seinem alten Vater in Tübingen zurück, der oben in der Burgsteige auf dem Schusterschemel saß, und der für Generationen von Studenten und Touristen mit seinem markanten Vollbartgesicht zum Tübinger Schloß gehörte, mindestens so gut wie das Portal und der fünfeckige Turm.

Aber Europa war dem Weitgereisten zu eng gewor-

* Der Proëchidna-Schnabeligel gehört zu den Schnabeltieren, die nur in Australien und Neuguinea vorkommen. Sie legen Eier, haben keine Zitzen, ernähren aber ihre Jungen durch Ausschwitzungen in einen Beutel hinein, in dem sie die Jungen herumtragen. Ihr Fell besteht aus Haaren und Borsten, die nicht weniger stechen als die unseres heimischen Igels. Das Auge hat eine Nickhaut und ein äußeres Ohr ist nicht zu sehen. Ein rüsselartiger, schmaler, langer Schnabel und eine klebrige Zunge, ähnlich der eines Ameisenbäres, ermöglichen ihnen, von Kerbtieren und Würmern zu leben. Sie sind ausgesprochene Nachttiere. Während man die kurzsnäbeligen Schnabeligel auch in Australien findet, leben die Proëchidna-Schnabeligel nur in Westneuguinea.

den. Ihn ärgerte jede Verbotstafel und jede Verordnung. Nach drei Monaten, länger hielt er es in der Heimat nicht aus, war er schon wieder unterwegs. „Es führen über die Erde Straßen und Wege viel.“ Aber 1910 kehrte er zurück und heiratete „auf Schmetterlingsbasis“. Schon 1912 reiste er abermals nach Neuguinea. Er trug eine Menge Aufträge in der Tasche, nicht nur für Schmetterlinge und Orchideen und alle möglichen ethnographischen Gegenstände für das Lindenmuseum, sondern auch einen Spezialauftrag des Frankfurter Zoos: Er sollte aus Westguinea *Proechidna*-Schnabeligel, von denen es in den europäischen Tiergärten kein Exemplar gab, mitbringen. Für jedes lebende Stück, das er mitbrächte, hatte ihm Frankfurt 1000 Mark versprochen. Paul Kibler fuhr nach Australien. In Neuguinea angekommen, erkundigte er sich bei den Eingeborenen nach diesen komischen Tieren, die Eier legten und ihre Junge „säugten“, bei denen Haare und Stacheln durcheinanderwachsen und die im Gegensatz zum gewöhnlichen Schnabeltier einen langen, rüsselähnlichen Schnabel haben. Er verständigte sich recht gut mit einer Mischung von englisch und malaiisch, jenem Pidginenglisch, einem Kauderwelsch, das von den Eingeborenen nicht nur verstanden, sondern auch benützt wird. Er erfuhr, daß es sich um Nachttiere handele, die sehr scheu seien und sich in die Erde eingraben. Nach ein paar vergeblichen Versuchen, der Tiere habhaft zu werden, brachten ihm Papuas ein kleines, lebendes Exemplar. Die Erde, auf der das Tier lag, gab er in kleinen Portionen den Eingeborenen, damit deren Hunde, ähnlich wie Polizeihunde, die Fährte aufnahmen. Das Experiment gelang, und zwei Monate später hatte er nicht weniger als neun Stück gefangen. Von den Eingeborenen erfuhr er, daß diese Tiere hauptsächlich von Würmern leben. So ließ er sich ein paar große Kisten zimmern, die er mit Erde und Regenwürmern füllen ließ und in deren Bretter er Luftlöcher bohrte.

Er schiffte sich auf dem deutschen Frachter „Göben“ mit seiner Herde ein; die Unterkunft erhielt er nach altem internationalem Brauch. Er fragte den Bootsmaat und bekam die klassische Antwort: „Für Geld können Sie den Teufel tanzen sehen, nicht nur auf diesem Schiff, sondern auf der ganzen Welt.“ Ein paar englische Pfunde wechselten ihren Besitzer, und die Herde konnte einen dunklen Baderaum in der Nähe der Schiffsschraube beziehen, der mit viel Torfmull wohllich gemacht worden war. Die Kisten mit den Regenwürmern wurden auf dem Hinterdeck gestapelt. Nun, der Schusterbub wußte von den Re-



1912 auf der „Göben“

genwürmern nicht viel und nahm an, sie kröchen bei Regen aus der Erde, weil sie das Nasse über alles liebten. Er ließ die Kisten täglich mit Wasser begießen, vielleicht war es sogar Meerwasser.

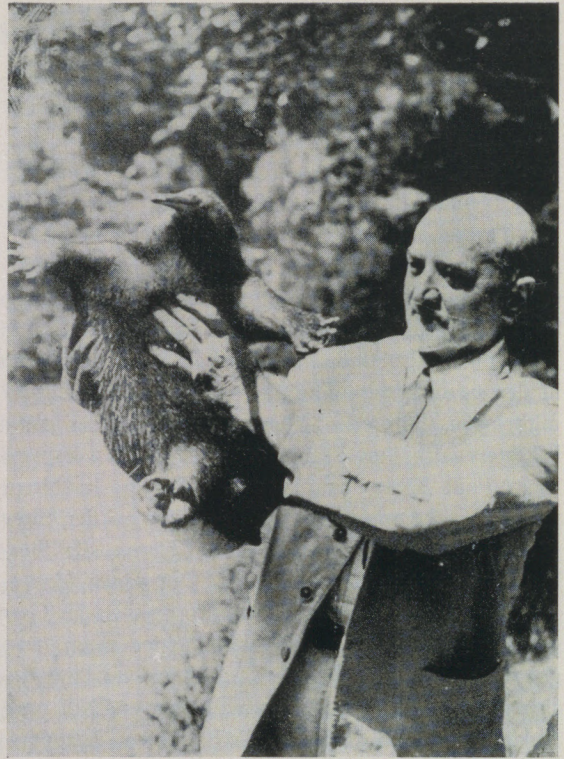
Aber schon in Singapur stanken die Kisten, in denen alle Regenwürmer kriepten waren und verpesteten das ganze Schiff. Der Kapitän sprach ein Machtwort und ließ das stinkende Frachtgut ins Meer werfen.

Paul Kibler, der beim Ablegen in Holländisch Neuguinea recht guter Dinge war und sich während der Ausfahrt aus dem Hafen auf einem Liegestuhl, unter dem Sonnendeck liegend, ausrechnete, was neun *Proechidna*-Schnabeligel einbrächten, geriet in Not. Stets wenn die „Göben“ irgendwo anlegte, stürzte er über das Fallreep und verteilte an die eingeborenen Inselbewohner leere Konservenbüchsen und versprach für jede volle Büchse eine Rupie. Nochmals füllte er in Georgetown auf der Malakkahalbinsel zwei Kisten mit Würmern und antwortete den Malaien auf die Frage, was er denn mit den Würmern anfangen wolle: „saya maken sandiri“, was ungefähr heißt „selber essen“.

In Port Said aber war es mit den Regenwürmern endgültig aus. Der Kapitän der „Göben“ ließ keine mehr an Deck, und den Igel in ihrem Torfmull drohte der Hungertod. Da kam dem Herdenbesitzer in der Verzweiflung ein großartiger Gedanke: Der Koch mußte Fleisch durch den Fleischwolf treiben, und mit Eigelb wurden diese künstlichen Würmer glitschig gemacht. Wider Erwarten gelang der Versuch und „Paul im Glück“ brachte alle neun Tiere lebend und satt nach Genua und von Genua nach Tübingen, wo er sie in dem fünfeckigen Turm des Schlosses, dort unten, wo früher die Mörder auf ihre Hinrichtung warteten im Torfmull und Halbdunkel, neben einem stets geheizten eisernen Ofen, gar nicht schlecht unterbrachte und wo sie sichtlich gediehen. Nur ein Stück starb. Dieses erhielt Professor Blochmann vom Zoologischen Institut der Universität für seine vergleichende Hirnforschung. Er zahlte bare 500 Mark dafür.

Als aber die Frankfurter hörten, daß dieser „Hans im Glück“ nicht einen, sondern gleich acht lebende Schnabeligel mitgebracht hatte, versuchten sie, den ausgemachten Preis zu drücken. Da überkam den glücklichen Fänger ein Heidenzorn, und ich erinnere mich noch, wie er uns versicherte: „Die Frankfurter sollen nun auch kein einziges Tier kriegen.“ Er hielt sein Wort und verkaufte die Tiere nach Budapest, nach Berlin und nach London, wo man ihm den geforderten Preis zahlte. Einen Igel behielt Paul Kibler für sich zurück. Sein „Jumbo“, das war das schönste Stück seiner Herde, residierte im fünfeckigen Turm in Tübingen. Er ließ sich sogar zähmen, wenigstens hörte er auf seinen Namen und krabbelte, wenn mein Onkel rief, aus dem braunen Torfmull heraus und rieb seinen Kopf und seinen rüsselartigen Schnabel freundschaftlich an des Besitzers Hosenbein. Wer diesen Jumbo schließlich erhielt, konnte ich nicht mehr feststellen; ich glaube aber, er kam nach Göteborg.

1930 reiste der Onkel nochmals nach Neuguinea, in der Hauptsache wegen Schmetterlingsraupen und wegen ethnographischer Gegenstände für das Lindenmuseum. Wieder brachte er vier Schnabeligel mit, die nun von Anfang an mit Hackfleisch und



1930 in Freudenstadt

Eiern ernährt wurden und die lange Fahrt glänzend überstanden. Von diesen Vieren behielt er einen, den er wieder „Jumbo“ nannte, für sich zurück. Dieser lebte bei ihm in seinem in Freudenstadt erbauten Haus im „Souterrain“ in einem Torfmullparadies. Er ließ ihn oft auch in seinem Garten frei herumlaufen. 1930 aber stürzte Jumbo in einem unbewachten Augenblick zum Fenster des ersten Stockwerkes hinaus und verletzte sich so schwer, daß er starb. Es dürfte wohl nicht nur in Schwaben, sondern auch in ganz Europa und darüber hinaus der einzige Fall sein, daß ein Proechidna-Schnabeligel, dieses lebende Relikt der Urzeit, als Haustier gehalten wurde.

Eberhard David Hauber zum Gedenken

Von Ruthardt Oehme

Am Abend des 15. Februar 1765 starb in Kopenhagen der Pfarrer an der deutschen evangelischen St. Peterskirche, D. Eberhard David *Hauber*, ein anerkannter Gelehrter auf den Gebieten der Theologie, Geographie und Geschichte der Kartographie. Er war am 27. Mai 1695 geboren in Hohenhaslach am Stromberg, wo sein Vater als Pfarrer amtierte. In diesem schönen, in Rebgrärten liegenden Dorf verlebte er seine Kindheit. In Vaihingen, wohin der Vater als Dekan versetzt wurde, besuchte er die Lateinschule. Mit vierzehn Jahren kam er auf die Universität Tübingen. Nach den üblichen Vorstudien wandte er sich den Traditionen seiner Familie folgend der Theologie zu. Er legte sein Studium sehr breit an und betrieb daneben Geschichte, Sprach- und Naturwissenschaften. Von Tübingen ging er für ein Jahr nach Altdorf. Dort dürfte er besonders seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse vertieft haben. Er war Schüler des Astronomen Johann Heinrich Müller. Nach seinem Studium scheint er sich einige Jahre wissenschaftlichen Privatstudien gewidmet zu haben. Außerdem half er dem Vater im geistlichen Amte. Eine Tätigkeit als Hauslehrer der Familie des Juristen Frommann, Stuttgart, führte ihn nochmals auf die Universität Tübingen, wo er sich mit seinem Schüler dem Studium der Jurisprudenz widmete. Jedoch nahm er auch wieder theologische Studien auf. Er pflegte freundschaftlichen Verkehr mit dem jungen Pfaff, mit Jeremias Friedrich Reuß und mit Johann Jacob Moser. Seiner Ernennung zum Stiftsrepetenten folgte 1724 die Anstellung als Vikar an der Stiftskirche und der Hochfürstlichen Hofkapelle in Stuttgart. Die Pläne und Wünsche des jungen Hauber gingen aber in eine andere Richtung. Er wollte Professor für Mathematik am Gymnasium in Stuttgart werden. Leider wurde er nicht berufen, obwohl ihm der Herzog eine Stelle versprochen hatte. Hauber verließ darauf die Heimat und folgte einem Rufe als Superintendent der Grafschaft Schaumburg und Oberpfarrer der Stadt Stadthagen. Hauber hatte sich von seinem 17. Lebensjahr an neben der Theologie auch mit anderen Wissensgebieten befaßt, vor allem mit Geographie und der Geschichte der Kartographie. Er sammelte Karten und baute sich eine Bibliothek auf. Die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Studien legte er in verschiedenen Büchern und Schriften vor. Von seinen Examensarbeiten abgesehen, veröffentlichte er 1724 eine Schrift zur Frage der Seelenwanderung. Zur Abfassung eines geplanten großen Werkes über dieses Thema ist er nicht mehr gekommen. Seinen Ruf als Gelehrter begründete er im gleichen Jahr mit dem „Versuch

einer umständlichen Historie der Land-Charten“. Beigegeben war die „Historische Nachricht von den Land-Charten des Schwäbischen Craißes und des Herzogtums Württemberg“. Obwohl es sich nicht um ein abgeschlossenes Werk handelte, ernannte ihn die Preußische Societät der Wissenschaften unmittelbar nach Erscheinen des Buches zu ihrem korrespondierenden Mitglied. Das Werk ist noch heute von Bedeutung, denn es enthält die erste wissenschaftliche Geschichte der Kartographie unseres deutschen Südwestens. Hauber entwickelte in diesem Buch unter anderem den ausführlichen Plan eines historisch-landeskundlichen Atlases des Schwäbischen Kreises und des Herzogtums Württemberg. Viele seiner Vorschläge sind ganz modern. Wenige Jahre später nahm er in dem „Discours über den gegenwärtigen Zustand der Geographie“ kritisch zu dieser Wissenschaft Stellung. Auf Grund eines umfassenden Studiums deutscher, französischer, englischer, auch niederländischer geographischer Literatur arbeitete er die Fortschritte, die auf diesem Wissensgebiet erreicht worden waren, heraus. Er charakterisierte aber auch die Mängel und schlug, um die Geographie zu fördern, die Gründung einer deutschen Geographischen Gesellschaft vor. Er ist nicht der erste, der diesen Gedanken hegte, aber er begründete ihn als erster in überzeugender, ausführlicher Weise. Er hat dem Discours außerdem wichtige Ergänzungen zur Geschichte der Kartographie des deutschen Südwestens beigegeben. Seine umfassenden kartographischen Pläne konnte er nur zu einem geringen Teil verwirklichen. Eine Karte des Schwäbischen Kreises, die er nach den neuesten Unterlagen bearbeitet hatte, blieb unveröffentlicht. Die Württembergische Landesbibliothek besitzt in dem Atlas Württembergicus eine Sammlung von sechs Exemplaren der Karte Johann Majers, 1710, die Hauber nach verschiedenen thematischen Gesichtspunkten illuminiert, d. i. farbig angelegt, hatte. Er hat weltliche und kirchliche Verwaltungseinteilungen herausgestellt. Von besonderem Interesse dabei ist die Karte der schwäbischen Weinbaugemeinde. Leider brachte seine Berufung nach Stadthagen 1726 seine geographischen und kartographischen Studien fast völlig zum Erliegen. Mit einer Streitschrift, 1730, „Gedanken und Vorschläge, Wie die von unterschiedenen Autoren unternommene Historie der Geographie, Wie auch die . . . Geographische Societät . . . zu Stande gebracht werden möchte“ nahm er Abschied von diesen Wissensgebieten und noch einmal setzt er sich leidenschaftlich für die Gründung der deutschen Geographischen Gesellschaft ein.

In Stadthagen widmete er sich ganz den Aufgaben seines Amtes. Er gilt noch heute als einer der bedeutendsten Theologen der alten Grafschaft Schaumburg. Als Frucht historischer Forschungen zur Landesgeschichte veröffentlichte er schon nach zwei Jahren die „Primitiae Schauenburgici“, eine Sammlung von Aufsätzen zur Geschichte des Landes, der gräflichen Familie und zur Pfarr- und Schulgeschichte der Stadt. Gemeinsam mit der verwitweten Reichsgräfin Johanna Sophie, einer geborenen Hohenlohe-Langenburg-Gleichen, förderte er das kirchliche und geistige Leben. Die Gräfin, die jahrelang in freiwilligem Exil am Königlichen Hofe in London gelebt hatte, war dort für den Pietismus gewonnen worden. Sie fand nach ihrer Rückkehr in Hauber, der im Hause Frommann ebenfalls einen weltzugewandten Pietismus kennengelernt hatte, einen verständnisvollen Geistlichen.

Neben seinen Verpflichtungen als Prediger und Seelsorger, die er sehr ernst nahm, arbeitete Hauber auf literarisch-theologischem Gebiet weiter. Er schrieb eine „Harmonie der Evangelisten“, er veröffentlichte Predigten, kommentierte schwierige Bibelstellen, wobei er sich auch sprachwissenschaftlicher, naturwissenschaftlicher, selbst juristischer Methoden bediente. Er sammelte umfangreiches Material zur Frage der Magie, der Zauberei und des Hexenwesens und veröffentlichte es in einer dreibändigen „Bibliotheca Magica“.

Als er feststellen mußte, daß der Unterricht im Gymnasium ungenügend war, nahm er sich der älteren Schüler an und führte sie in Wissensgebiete ein, die an der Schule nicht betrieben wurden. Unter seinen Zuhörern befand sich Friedrich Anton Büsching, der Sohn eines Rechtsanwaltes. Hauber begeisterte den jungen Menschen für seine Lieblingsgebiete, die Theologie und die Geographie. Büsching hat später als Geograph internationale Bedeutung erlangt.

1746 erhielt Hauber einen Ruf als zweiter Pfarrer an die St. Petersgemeinde nach Kopenhagen. Seine Stadthager Gemeinde gab ihn sehr ungern frei und er folgte der Aufforderung schweren Herzens. Sein alter Freund Jeremias Friedrich Reuß, der Universitätsprofessor und Hofprediger in Kopenhagen war, hatte sich für ihn eingesetzt. Haubers Leben spielte sich in dieser blühenden Weltstadt in ähnlicher Weise ab wie im kleinen Stadthagen. Er widmete sich vorzüglich seiner Gemeinde, unterrichtete und predigte neben dem Gottesdienst in kleinen Zirkeln und Gemeinschaften im Pfarrhaus. Zu seinen Freunden zählten namhafte Vertreter des Adels

und des gelehrten Kopenhagen. Auch Klopstock ist bei ihm ein- und ausgegangen. Seine wissenschaftliche publizistische Tätigkeit setzte er fort. Er wandte sich Fragen zu, die ihn von der Theologie zu anderen Gebieten führten. So schrieb er eine Abhandlung: „Gründliche Untersuchung der ungewöhnlich großen Summen Geldes, welche der König David zu dem Bau des Tempels zu Jerusalem gesammelt und hinterlassen hat“. Seine letzte Publikation galt der Numismatik, einem Gebiet, das ihn seit seiner Jugend interessiert hatte: „Nachricht von den jüdischen insgemein samaritanischen Münzen“. Er pflegte Kartensammlung und Bibliothek weiter. Mit der Geographie kam er noch einmal in sehr enge und lebendige Beziehung. Sein Freund und Schüler Büsching schrieb in seinem Haus die ersten beiden Bände der großen „Neuen Erdbeschreibung“. Der erste Band ist Hauber gewidmet. Wie wir von Büsching wissen, hat ihm Hauber vor allen Dingen für den dritten Teil, der Deutschland behandelt, mit Rat zur Seite gestanden und Material zur Verfügung gestellt. Die große Kartensammlung und die bedeutende Bibliothek Haubers waren für Büsching wertvolle Quellen.

Hauber befaßte sich bis zu seiner letzten Lebensstunde mit wissenschaftlichen Arbeiten. Wie uns Büsching, dem wir eine sehr schöne Lebensbeschreibung Haubers verdanken, 1785 berichtet hat, fanden sich unter seinem Nachlaß eine Fülle von mehr oder minder fortgeschrittenen wissenschaftlichen Entwürfen. Leider ist alles verlorengegangen. Auch die wundervolle Bibliothek, die etwa 20 000 Bände umfaßt haben mag, und eine Reihe wertvoller Spezialsammlungen in sich vereinigte, so eine Gesangbuchsammlung, eine Bibelsammlung, eine umfangreiche Bibliotheca Magica, wertvolles geographisches und historisches Material, eine Bibliotheca Danica, ist in alle Winde zerstreut. Vielleicht sind einige Bibeln und Bibelteile über die berühmte Sammlung des Kopenhagener Geistlichen Lork, mit dem Hauber befreundet war, in die Bibelsammlung unserer Württembergischen Landesbibliothek gekommen. Bisher ließ sich nur für ein syrisches Neues Testament der Nachweis führen, daß es aus der Bibliotheca Hauberi stammt.

Hauber zählt zu den markanten Gelehrtenpersönlichkeiten des 18. Jahrhunderts. Er vereinigte eine tiefe Religiosität mit einem rationalen naturwissenschaftlichen Denken. Sein Name verdient auch in der Wissenschaftsgeschichte unseres Landes festgehalten zu werden.

Württemberg und die deutsche Frage

Bemerkungen zum deutschen Krieg von 1866

Von Ernst Müller

Zwei Schlachten im 19. Jahrhundert haben die politische und territoriale Landkarte von Europa verändert. Am 18. Juni 1815 hielt der Engländer Wellington auf den Höhen von Waterloo den anstürmenden Franzosen so lange stand, bis am Abend in der rechten Flanke des Empereur die Preußen erschienen, die Gneisenau von Ligny aus dem Engländer zugeführt hatte. Die mit einer totalen Niederlage Napoleons I. endende Schlacht erhielt den Namen La Belle Alliance, weil um einen Hof dieses Namens gekämpft wurde. Was die Alliierten im vorausgegangenen Wiener Kongreß an Neugestaltungen beschlossen hatten, hat Waterloo politische Wirklichkeit werden lassen.

Das 1806 aufgelöste Heilige Römische Reich wurde nicht wiederhergestellt. Übrig blieben 38 deutsche souveräne Staaten. Den Reformern vom Schlege des Reichsfreiherrn vom Stein ist es nicht gelungen, die Vielzahl der Staaten gemeinsam einem neuen, mit Verfassung ausgestatteten Reich zu unterstellen. Was auch erwogen wurde, scheiterte an dem Willen der Dynasten, für die es kein Vaterland Deutschland geben durfte, die ihre Untertanen zwangen, Preußen, Kurhessen, Hannoveraner, Badener, Bayern usw. für immer zu bleiben. Jede straffe Einigung galt als Schwächung der Souveränität und damit der neuerworbenen staatlichen Macht. Da kam der österreichische Minister Metternich auf den Gedanken, die deutschen unabhängigen Staaten in einem losen Bund zu einen. Metternich war gewiß kein Patriot wie Stein und seine Gesinnungsgenossen, er dachte in einem Bund die Vormachtstellung Österreichs in Deutschland und im alten habsburgischen Kaiserreich das Gleichgewicht in Europa erneut zu festigen. In der Geschichte spricht man seither vom Deutschen Bund. Die Engländer verstanden darunter ein Zusammenstehen der zwei Flügelmächte Österreich und Preußen, die Franzosen bemerkten mit Freuden einen Haufen Kleinstaaten, drei oder vier Mittelstaaten und zwei Großstaaten, die auf der Landkarte das vertraute Bild eines zerstückelten und daher leicht zu beherrschenden Deutschland ergaben. In-

nerhalb des Bundes selber aber hatte der alte vorrevolutionäre Dualismus zweier deutscher Großmächte erneut alle nur denkbaren Entwicklungsmöglichkeiten. Das alte Bündnissystem irgend nur möglicher Zusammenschlüsse und Verträge dieser unabhängigen Staaten untereinander im mitteleuropäischen Raum des Deutschen Bundes konnte fröhliche Urständ feiern.

So lange bis diesem Deutschen Bund die zweite Jahrhundertsschlacht im Elbbogen am 3. Juli 1866, genannt nach der Feste Königgrätz in Böhmen, wohin sich die Hauptmassen der österreichischen Armee zurückzogen und konzentrisch von drei preußischen Armeen zwar nicht ganz umzingelt, aber doch eindeutig vernichtend geschlagen wurden, die politische Existenz entzogen hatte. In den Friedensbedingungen von Nikolsburg verlangte der Sieger 1. das Ausscheiden Österreichs, 2. eine deutsche Zweiteilung, die mit der Mainlinie geographisch markiert war. In dem Deutschland dieser Neuordnung gab es nördlich der Mainlinie einen Norddeutschen Bund, der zu Vierfünftel aus dem erweiterten Königreich Preußen bestand und südlich dieser Linie die Mittelstaaten wie Bayern, Württemberg, Baden, Hessen – Darmstadt und Nassau. Es war klar, daß es nur eines geschickten Anlasses bedurfte, und die Südstaaten waren reif nach dem Vorbild des Norddeutschen Bundes in einem neuen Deutschen Reich aufzugehen. 30 Dynastien gingen, grob gesehen, bei Königgrätz zugrunde.

Der Mittelstaat Württemberg

Wenden wir uns dem Mittelstaat Württemberg zu. Dort hatte König Wilhelm I., der 1816 als reifer Mann zur Regierung kam, längst erkannt, daß Staaten seiner oder auch Bayerns Größenordnung, wollte ihre Souveränität nicht ein bloßes hohndolles Wort sein, ohne Zusammenschluß untereinander nicht zwischen den Großstaaten Preußen und Österreich bestehen konnten. Er fürchtete mit Recht, in Konflikts-

fällen werde er der Vasall des einen oder des anderen unter den Großen sein. Zu Bismarck sagte er 1854, er müsse neutral bleiben, er könne nicht gleichzeitig die Feindschaft Österreichs und Preußens auf sich nehmen. „Wir sind zu nahe an der Ausfallpforte Straßburg, und zu schnell von Österreich und dem Westen okkupiert, bevor uns von Berlin Hilfe kommen kann.“ Im übrigen aber, und das war seine traditionelle Gesinnung, hielt er zu Österreich und Habsburg, die er im Sinne des Altreichs als die Württemberg übergeordnete Macht im Krieg und im Frieden anerkannte und der er, wenn es die Verhältnisse gestatteten, sich unterwerfen wollte. Mit dem Hause Hohenzollern verband ihn keine Freundschaft. Im Gegenteil, als 1849 Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Erbhuldigung seiner Hohenzollerischen Lande, Hechingen und Sigmaringen, pompös entgegennahm, hat das sein mittelstaatliches Souveränitätsbewußtsein gekränkt, da er die Hohenzollerischen Lande nach 1848 nicht mehr für lebensfähig hielt und Preußen nicht als Nachbar haben wollte.

Der Deutsche Bund garantierte zwar die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit seiner Glieder, war aber an sich nicht fähig, tätige Außenpolitik oder gar erst nicht tätige Innenpolitik zu treiben. Außen- oder Innenpolitik innerhalb des Bundes hing genau von dem ab, was Preußen oder Österreich darunter verstanden, wieweit beide unter sich einig oder uneinig waren, wieweit beide den Bund für ihre territorialen, kriegerischen, expansiven Interessen einzuspannen den Mut hatten. Einem Mittelstaat war deshalb lediglich eine defensive Haltung angemessen, seine Souveränität war auf Erhaltung des Erworbenen ausgerichtet und daher genauso eine Fiktion wie die des Bundes. Ein Mittelstaat konnte nicht gegen den Bund oder mit einer außerdeutschen Macht Krieg führen. Was ihm rechtens zustand, war dagegen ein Protest, falls die Großen für ihre Kriege Bundeshilfe forderten. Sah er aber seine Selbständigkeit bedroht, war es ihm erlaubt, auch außerdeutsche Bundesgenossen zu suchen. Württembergs König z. B. nützte seine Verwandtschaft mit dem Zarenhaus ebenso aus, wie seine guten und auch verwandtschaftlichen Beziehungen zum dritten Napoleon (seit 1851 Kaiser). Ferner ließ er seine Diplomaten für die „Trias“ werben. D. h. er konstruierte in der Idee eine Gruppe von Mittelstaaten, die gemeinsam gegen die zwei Großen handeln und auftreten sollten, falls der Bund versage oder Bundesrecht gebrochen werde. Denn jeder der größeren Staaten im Bund unterhielt an den deutschen Höfen eigene Gesandte. Selbst-

verständlich sorgte er erst recht dafür, würdig bei außerdeutschen Mächten vertreten zu sein. Das Dritte Deutschland jedoch hat immer nur als Notkonstruktion eine politische Rolle gespielt, denn es stand gerade jenem Einheitsbestreben im Weg, das sich seit der Revolution von 1848 wieder in den Landtagen der süddeutschen Staaten Gehör verschaffte und gegen den starren und sterilen Stolz eines Fürsten auf die Vergangenheit, die keine Zukunft hatte, heftig und aufdringlich opponierte.

Groß- und Kleindeutsche

Wir unterscheiden in Württemberg etwa diese Parteilgruppen, die dann in den Landtagen mit bestimmten Ansichten auftraten. Die Großdeutschen, die seit 1862 im „Reformverein“ zusammengeschlossen waren, verteidigten zwar die Einrichtung des Deutschen Bundes, verlangten aber insofern eine Reform, als sie mit der Bundesregierung in Frankfurt unzufrieden waren und vorschlugen, man solle zusätzlich zum Direktorium, wo auch Mittel- und Kleinstaaten hineingehörten, eine Nationalvertretung aus Delegierten der einzelnen Landtage schaffen, die sich der deutschen Frage anzunehmen haben. Die Großdeutschen hatten bei uns viele Anhänger im katholischen Oberschwaben und bei den Standesherrn und ihren Untertanen. Sie hatten noch nicht das Altreich vergessen, für dessen Glanz und Ruhm ihnen das österreichische Kaiserhaus diene. Nicht wenige Württemberger siedelten eingedenk alter Herkünfte in die Hauptstadt der Donaumonarchie über. Im Gegensatz zu ihnen verfolgten die Kleindeutsch-Liberalen (seit 1859 im Nationalverein vereinigt) die Ideen von 1848 und die endliche Wiederbringung der „Einigung und freiheitlichen Entwicklung des großen gemeinsamen Vaterlandes“ und zwar auf der Grundlage der Reichsverfassung von 1849 mit preußischer Zentralgewalt.

Zu den Liberalen oder Freisinnigen zählten bei uns die publizistisch Tätigsten und die, die zugleich auf ein vierhundertjähriges altwürttembergisches Verfassungsleben stolz waren und es gegen Fürstenwillkür und Unterdrückung der Meinungsfreiheit lebendig erhalten wissen wollten. In der deutschen Frage waren sie von einem glühenden, beinahe moralisch gestützten Glauben an die Notwendigkeit, daß sich die Deutschen zu einer Nation einigen müßten, zutiefst durchdrungen. Ihnen imponierte die Haltung Preußens im Kampf gegen den Tyrannen Napoleon; sie verstanden darum, als es ernst wurde, das Vor-

gehen Preußens „stark in Waffen, mit deutscher Bildung“ gefüllt (Paul Pfizer); sie sahen richtig, daß Preußen bereits in Deutschland den besten und größten Teil der ganzen Nation für sich gewonnen hatte; sie lobten das straffe Regiment im Innern. Darum schlägt Pfizer schon 1831 vor, Preußen soll unser Schutzherr sein, uns in einem Bundesstaat einigen. „Auf Österreich allerdings müssen wir verzichten, wenn wir den Bundesstaat wollen; aber Österreich ist für Deutschland bereits verloren. Der würdigste Erbe der Kaisermacht ist längst erschienen: Friedrich der Große, der es wohl verdient hat, noch aus dem Grabe seinen Enkeln die Krone Deutschlands aufs Haupt zu setzen.“

Doch das sind Visionen. Ideale Wahlverwandtschaften im Blick auf den Traum der Einigung. Alle diese Liberalen, die dann nachher in der Volkspartei (Mutter der heutigen FDP) eine Mehrheit bilden, ziehen sich auf das beschränkteste und stolzeste Württembergertum zurück (wie ihr gar nicht geliebter König), gilt es Preußen Vorherrschaftsansprüche, sein Protzen auf militärische Macht, sein karges Geistesleben vorzuwerfen. Dann muß die vage Freiheit wieder aus dem Zwiespalt helfen, und der alte Hegel rumort in den Liberalen: die Kraft der reinen Ideen schafft die bessere politische Form.

Rapp hat recht, wenn er hier den Geist der Rheinbundzeit, der nationale Macht verachtet, lebendig sieht, den Geist Schillerschen Weltbürgertums, der sich mit den freisinnigen Ideen der französischen Revolution paart und der dann in den Fehler alles Idealischen verfällt; er verwechselt die heimatliche Realität mit der ersehnten Idealität. Und dann waren es wenige, die so allein-preußisch lobten: Schwegler, D. F. Strauß, Rümelin – kurz die strengen Hegelianer, die Anhänger des idealen, des dritten Deutschland, die Paulskirchler, die nicht wie Uhland vom Nibelungenmythos träumten und den Nibelungenweg nach Wien gingen, um alte Kaiserherrlichkeit zu suchen. In Preußen klassischer Humanismus, in Wien Minnesang – so gingen die Spuren bei den Freisinnigen: Preußen am jungen Rhein, Österreich an der alten Donau.

Schleswig-Holstein meerumschlungen

Die völlige Ohnmacht der Frankfurter Nationalversammlung zeigte sich 1848 in der für den revolutionären Fortschritt bedeutsamen Schleswig-Holstein-Frage. Die „eiderdänischen“ Pläne der Einverleibung Schleswigs in Dänemark wurden vereitelt. Kiel setzte

eine nationaldeutsche Regierung ein. Der Bundestag in Frankfurt erkannte die provisorische Regierung an. Im Auftrag des Bundes rückten preußische Truppen unter General Wrangel bis Jütland vor. Da wich der Preußenkönig zum Ärger und Erstaunen der Nationaldeutschen in Frankfurt vor der Intervention der Engländer und Russen zurück, indem er die Räumung der Herzogtümer befahl. Welche Schmach der Preisgabe eines deutschen Landes? Hoffmann dichtete sein Deutschlandlied: „... von der Etsch bis an den Belt“. Die Frankfurter Nationalen waren für Selbstbestimmung. Sie verlangten Wahlen. Die Grenze muß keine Sprachgrenze sein. Ausschlaggebend ist der Wille der Bevölkerung, zu einer Nation gehören zu wollen. Der Badener Welcker sagte echt liberal im Vorparlament: „Wollen Männer in Ost- und Westpreußen Deutsche sein, so sind sie es so gut wie wir, wollen sie Polen sein, so werden wir sie nicht zwingen, uns beizutreten.“

Was geschah nun? Um dem Wirken des Bundes eine Grenze zu setzen, hat man in den Londoner Protokollen von 1852 die verwickelte Nachfolgefrage in den Elbherzogtümern internationalisiert. Die Fürsten fürchteten den Bund und seine nationalen Wünsche. Die Monarchen dachten nicht vaterländisch, sondern europäisch. Die Nationalversammlung erschreckte sie, wohin soll das gehen, wenn das Volk nicht mehr staatlich, sondern deutsch sein will. 1863/64 brach durch den Tod König Friedrichs VII. aus dem regierenden Königshaus erneut die Erbfolgefrage auf. Ungleich gewaltiger als vor 15 Jahren wuchs sie sich zu einer Nationalbewegung aus, die für Momente den Gegensatz von kleindeutscher und großdeutscher Richtung auslöschte. Diesmal waren es die Mittelstaaten Bayern (Pfordten), Sachsen (Beust) und Hessen (Dalwigk), die für die Gründung eines norddeutschen Mittelstaates heftig warben und dafür dem Bundesrecht alle Chancen gaben. Der alte König in Württemberg, in Konservativität versteinert, wehrte ab. Die Nord-Ostsee ginge die Württemberger nichts an. National sei, wer gut württembergisch denkt. Desto eifriger sproßten die Schleswig-Vereine in seinem Land (über 60) aus der Erregung. Alle taten mit, die Standes- und Ritterherren, denn da sollte einem der Ihrigen ein Thron erobert werden; die Demokraten und Liberalen, denn da galt es der Nation Zuwachs zu verschaffen; die Bundestreuern, denn da konnte man das Recht auf Hilfe realisieren. In einem unabhängigen Schleswig-Holstein ließen sich demokratisch-rechtsstaatliche Ideen demonstrieren. Aus der Kandidatur des Augustenburgers wurde eine mittelstaatliche deutsche Großbewegung. Doch da griff hart

und böse in den Jubel der Mittelstaatler der preußische Minister Bismarck ein.

Er zog das europäische Recht der Londoner Protokolle dem deutschen Recht des Bundes vor. Er war Realist. Furcht vor russisch-englischer Intervention. Zum Entsetzen der Großdeutschen tat die Großmacht Österreich mit und engagierte sich mit Preußen im Streit mit Dänemark. Ausgesprochen mit diesem Preußen, das der Donaumonarchie eben im Bund eine empfindliche Niederlage bereitet hatte. Heute noch schwankt die Bismarck-Forschung, ob sie das Kunststück, einen Feind zum Freund zu machen, waghalsig oder verrückt nennen soll. Stimmen mag, was Srbik meint: Bismarck rechnete kühl mit den gesamteuropäischen Interessen Wiens. Niemand hat bemerkt, daß Bismarck von Anfang an die preußische Machterweiterung und damit die Annexion der Herzogtümer im Plane hatte. Rückblickend hat der geniale Spieler eine Klimax konstruiert, die nach dem Erfolg argumentierte. Erreicht hatte er mindestens dies: Dadurch daß Österreich die Bundesreformakte nicht durchsetzte, schwand sein Ansehen als Präsidialmacht bei den Mittel- und Kleinstaaten. Aus der Exekution des Bundes wurde eine Okkupation der beiden Großstaaten. Sie erklärten Dänemark den Krieg, und da die erhoffte englisch-russische Intervention ausblieb, entschieden die militärischen Ereignisse. Im dänischen Krieg hat Helmuth von Moltke zum erstenmal mitgewirkt. Die geplante Umfassung gelang nicht, da der unbegabte Draufgänger Wrangel Moltkes Plan nicht befolgte. Der militärische Anteil der Österreicher fiel nur wenig ins Gewicht.

Das letzte, was Österreich gemeinsam mit Bismarck machte, war die Preisgabe der Rechtsordnung der Londoner Protokolle. Das internationale Recht schied als politische und rechtliche Basis aus. Doch dann opponiert Österreich, indem es nach Beusts Vorschlag (Sachsen) die Kandidatur des Augustenburgers begünstigte. Bismarck schlug zurück, eröffnete dem Herzog den Sonderstatus Schleswig-Holsteins, er war in Gänze an Preußen gebunden. Im Wiener Frieden entsagte Dänemark allen Ansprüchen. Doppelt triumphtierte Bismarck: Er hatte dem Bund ein Herzogtum weggenommen und zu Preußen geschlagen, er hat Österreich gedemütigt. Der geplante nationale Krieg zerrann, der Krieg der Kabinette hatte den Erfolg.

Die Geschichtsschreibung hat die Frage aufgeworfen: Ist Bismarcks Dänenkrieg eine Vorstufe zum Krieg gegen Österreich, gehört er also in einen Plan zur Lösung der deutschen Frage oder ist er ein Krieg der Annexionen? Stimmen wir letzterem zu, dann rechtfertigen wir Heinrich v. Treitschkes These, daß die

Annexion legitimiert ist durch die Auffassung vom Staat als einem Instrument der Macht. Folgerichtig wird man sagen müssen, war die Annexion legitim zur Lösung der Schleswig-Holstein-Frage, dann wird auch die deutsche Frage ohne die Auffassung von Machterwerb des Staates nicht zu lösen sein. Bismarck hatte seiner These vom Staatsegoismus (1850) ein sichtbares Profil gegeben.

Die Liberalen schwenken um

Es ist nun interessant zu beobachten, wie die preußischen Liberalen, bisher Bismarcks Feinde, langsam umlernen und unter dem Eindruck des militärischen Erfolgs und der Machterweiterung rechtliche Bedenken zurückstellen und dem Konfliktminister nichts mehr nachtragen. Ähnliche Wandlungen lernen wir bei den württembergischen Liberalen kennen. Man ist zunächst aufs höchste empört über Preußen und Österreich. Man hetzt den Bund auf, lasset euch den Gewaltakt nicht gefallen, proklamiert, daß im Lager der Mittel- und Kleinstaaten Deutschland ist und sonst nirgends. Leute, wie der Radikale Ludwig Pfau, dem die französische Revolution und 48 noch im Kopf steckt, und alle Redakteure des „Beobachters“ schleudern ihr *ceterum censeo Borussiam esse delendam*, man schwört in Versammlungen und Vereinen, man werde sich niemals Preußen unterwerfen. Man mobilisiert den Landsturm, als gelte es, Preußen fortzujagen, die noch niemand gesehen hat. Zum Zeichen des Ernstes nennen sich die Demokraten nun „Deutsche Volkspartei“, als ob es damit getan wäre, wenn man mit „deutsch“ firmiert, obgleich die Dynasten sich für dieses Deutschland nicht rühren und das „reine Deutschland“ weiter entfernt ist von einem Bündnis. Am Ende des Krieges treten die Klügeren und Besonneneren aus dem Nationalverein aus (Hölder, Reyscher). Daß die deutsche Frage mit schwäbischem Föderalismus zu lösen sei, bekrittelt das katholische „Deutsche Volksblatt“ als „aparten Schwabeneinfall“. Im Angesicht der Herzogtümer hörte sich das Pathos von der Unabhängigkeit aller in einem Reich wie Dunst und Rauch an. Die 48iger Phraseologie tönte hohl.

In der Mitte des Jahres 1864 – der alte König Wilhelm ist 83jährig gestorben – hörte man bereits im „Schwäbischen Merkur“ Stimmen, die „schwindelhaftes Annexionsstreben“ satt hatten, auf einen neuen Kleinstaat keinen Wert legten und zufrieden wären, wenn der preußische König die eroberten Gebiete seinem Staat einverleiben würde. Preußen als Schutz-

herr, das sei die einzige Lösung. Ja man war gewissermaßen stolz auf den gemeinsamen Waffenerfolg gegen die Dänen. Den Ton der Befriedigung enthielt dann auch die Thronrede des neuen Königs Karl am 12. Juli. Man dürfe hoffen, daß sich die Großmächte auf eine Lösung einigen, die dem Sinn und dem Recht der Nation entspreche; möge es so in allen deutschen Angelegenheiten sein. Die Thronrede hatte der neue Minister des Äußeren, Freiherr von Varnbüler, aufgesetzt.

Varnbülers Realismus

Der neue Außenminister kam 46jährig ins Amt. Im Unterschied zu seinem völlig unselbständigen aristokratisch-württembergisch denkenden Vorgänger, von Hügel, der nur das Sprachrohr des alten Königs gewesen ist, war der Neue wirtschaftspolitisch interessiert, hatte zehn Jahre Praxis auf seinen Gütern hinter sich, war Mitbesitzer einer Maschinenfabrik in Wien und spielte in der Ständeversammlung seit 1855 bei der volkswirtschaftlichen Kommission eine führende Rolle. Jura und Volkswirtschaft ergänzten sich bestens im Blick auf den Realismus Bismarcks und den von Varnbüler im vornherein erkannten Vorsprung Preußens in der Industrialisierung und, was dann schließlich den Ausschlag in der Liberalisierung des Handels dadurch gab, daß Bismarck mit Frankreich einen Handelsvertrag auf der Grundlage der Zollfreiheit des Norddeutschen Bundes abgeschlossen hatte und somit seinem deutschen Teil den Weg in europäische Weiten geöffnet hatte.

Endgültig gefallen sind in Württemberg die Autonomie-Grenzen des Mittelstaates, die etwa im Eisenbahnwesen, das Varnbüler Ende 64 gleichfalls übertragen bekam, nur in sehr schwerfälligen Verhandlungen mit den Anrainern Baden und Bayern zerbrochen, während der norddeutsche Teil die Vorteile der Zollfreiheit aufs beste nützen konnte. Varnbüler, ehrgeizig und traditionsbewußter Diener seines Landes, hatte ferner das Glück, den neuen König Karl vollständig beherrschen zu können, da er nie mit einem Widerstand zu rechnen hatte.

Bismarck schätzte ihn genauso hoch als gewandten und beweglichen Minister ein wie der österreichische Gesandte Münch in Stuttgart und der spätere Wiener Außenminister Mensdorff. Mit Preußen verbanden ihn zudem noch verwandtschaftliche Beziehungen, denn seine Tochter hatte den Sohn des preußischen Konservativen von Below-Hohendorff geheiratet, der Bismarck sehr nahe stand. Wir möchten beinahe mei-

nen, das Land hätte keinen besseren Lenker seiner Geschicke in den schwierigen Jahren 64 bis 66 haben können als einen Mann, der „für die politischen Eindrücke jeder Situation“ (Bismarck) aufgeschlossen gewesen ist und der sich in seinem völlig gegensätzlichen Verhalten nur von dem „materiellen Wohlergehen“ und der politischen Selbständigkeit seines Landes leiten ließ.

Klar war ihm: eine Politik gegen die zwei Großen ist unmöglich. Man darf keine „Rolle“ spielen wollen (der verstorbene König hätte sich im Grabe herumgedreht, wenn sein Minister mit solchen Grundsätzen Politik gemacht hätte). Es blieb nur eine Rolle übrig, die praktisch Erfolg haben könnte: gemeinsames Handeln der Mittelstaaten. Varnbüler war deswegen der erste unter den süddeutschen Ministern, die Verbindungen mit Karlsruhe, München, Würzburg aufnahmen, auf ständige Ministerkonferenzen gedrungen haben, in denen das Verhalten der Mittelstaaten erwogen und Pläne über Gesamtdeutschland ausgetauscht werden sollten.

Wenn die süddeutsche Trias nie zum Tragen kam, so darf die Schuld auf keinen Fall Württemberg angelastet werden. Die Akten, die zur Genüge bekannt sind, machen deutlich, daß die Uneinigkeit der Süddeutschen ihren Grund hat in der Zweideutigkeit der bayerischen Regierung und in den Vorherrschaftsbestrebungen ihres leitenden Ministers v. d. Pfordten. Pfordten nahm wohl mit Württemberg Fühlung auf, verhandelte aber gleichzeitig selbständig, ohne Württemberg zu unterrichten, mit Wien und Berlin, machte Zugeständnisse an Preußen, die Varnbüler zwangen, seine ultra-österreichische Politik in dem letzten Drittel des Krisenjahres 1865 zu revidieren. Das geschah unter dem Eindruck der neuesten Bismarckschen Wendungen in der Kondominium-Selbstverwaltung der zwei Herzogtümer. Österreich kam den Mittelstaaten entgegen, indem es plötzlich Front machte gegen die unverhüllten preußischen Annexionen und erneut die Kandidatur des Augustenburgers aufgriff. Gerade das war es, was der Bundesrechtler Pfordten wollte: den selbständigen deutschen Staat im Norden Deutschlands. Doch da schlug Bismarck gewandt dagegen: Er anerkannte den Augustenburger, gestand ihm den Staat zu, entmachtete ihn aber gleichzeitig außenpolitisch, militärisch, maritim und wirtschaftlich.

Ganz Deutschland sah den offenen Konflikt der zwei Großstaaten über die Kriegsbeute. Die Kriegsgefahr dümmerte auf. Da überraschte Bismarck noch einmal die Welt: er schloß am 14. August 1865 mit dem österreichischen Unterhändler Graf Blome (ein gebürtiger Holsteiner) die Gasteiner Konvention. Die

zwei Mächte einigen sich, indem Preußen Schleswig und Holstein Österreich zur Verwaltung übergeben wird. Lauenburg fiel um den Kaufpreis von 2½ Millionen dänischer Taler an Preußen. Folge: Österreich saß völlig isoliert rings von Preußen umgeben in Holstein. Wieder hatte Wien eine Niederlage erlitten, sein Augustenburger Kandidat war zum zweitenmal durchgefallen. Eine weitere Folge: als Österreich die Agitation des Augustenburgers in Holstein duldet und sogar die Stände einberief, kündigte Preußen das Gasteiner Abkommen und leitete bereits im Februar 1866 Maßnahmen für den Kriegsfall ein. Preußen sah die Möglichkeit einer Einigung für erschöpft an. Die österreichische Schwäche wurde den Mittelstaaten damit offenkundig.

Bayern zog daraus die erste Konsequenz: Pfordten verkündigte: „Den Norden, der sich uns ohnehin nicht nähern will, an Preußen überlassen, Mittel- und Süddeutschland zu einigen suchen und mit den europäischen Mächten, zumal Frankreich, gute Beziehungen pflegen.“ Damit hat Bayern die Bündnisidee der Trias, die Varnbüler verfocht, preisgegeben, vielmehr sie durch eine neue für Bayern günstigere Politik ersetzt, die in der Geschichte den Namen Mainlinie bekommen hat. Die Folgen einer Politik der Mainlinie waren klar: entweder bildet der Süden eine Einheit mit Österreich oder, was Bayern zuletzt verfocht, er bildet eine Einheit ohne Österreich. Man hat also mit Berlin und Wien gleichermaßen zu verhandeln, man hat zweideutig zu bleiben.

Am konsequentesten war Baden, das seit 1815 darum preußisch gesinnt war, gegen Österreich, weil es im Blick auf viele französische Einfälle Frankreich mehr fürchtete als Preußen, für das die Rheingrenze stets eine Realität blieb. Bekannt ist ein Ausspruch der Großherzogin Stephanie von Baden, einer Verwandten der Beauharnais. Sie nannte 1850 den Abstand von Landau an Präsident Napoleon ein gebührendes Geschenk und die Allianz Frankreich-Preußen eine Garantie für den Frieden. Sie meinte, in Deutschland sei nur Preußen lebensfähig.

Bismarck bietet ein deutsches Parlament an

Varnbüler verwarf, als er Bayerns Hegemoniebestrebungen erkannte, die Zweideutigkeit und spielte zunächst den Undurchsichtigen. Man hat ihm damals Opportunität vorgeworfen, er habe sich der herrschenden antipreußischen Stimmung im Lande und in der Ständeversammlung angepaßt. Er habe auch sich sogar gerne gefallen lassen, daß man ihn einen klei-

nen infamen Bismarck nannte, der schlau dem Parlament und dem Volk Rechte der Mitsprache verbürgte und der doch bloß eigennützige Kabinettspolitik machte. Derartige Vorwürfe mußte er hören in der J. G. Cottaschen Deutschen Vierteljahresschrift, in der Bismarck zur Karikatur des dritten Napoleon verzerrt wurde, der sich nicht schäme, ein deutsches Parlament mit allgemeiner Stimmenwahl anzubieten, um Plebiszite à la Empereur für seinen Preußenkönig durchführen zu können. In Württemberg ging man den demokratischen Locktönen des Preußen nicht auf den Leim. Man wollte nichts wissen davon, daß in einem deutschen Parlament eine „Hilfskraft der Einheit“ verborgen läge, ein „den Egoismus der Einzelstaaten paralysierendes Element“. Bei den Großdeutschen erblickte man in solchen Angeboten die nackte Jakobinerfratze, das revolutionäre Gleichheitsgestammel der Atheisten. Varnbüler aber folgte in dem Festhalten des Bundesrechts streng seinem bayerischen Vorbild. War er 1864, also nach der Okkupation, für den Bund, ist er 1865, also nach Gastein, für Frieden und Vermittlung, und nach Königgrätz für Preußen. Auf keinen Fall hält er Schleswig-Holstein eines deutschen Krieges wert. Auf einen Wink Bismarcks (über den preußischen Gesandten Canitz in Stuttgart) stimmt er gegen Bayern, Sachsen und Hessen im November bei der Bundesversammlung, indem er den Streitfall der beiden Großstaaten an den Ausschuß verweist. Damit waren die Mittelstaaten in der schleswig-holsteinischen Frage im Bunde kaltgestellt.

Das einzige, was aus der geplanten süddeutschen Einheitsfront heraussprang, war Varnbülers Plan (veröffentlicht im Schwäbischen Merkur) einer gewissen Freizügigkeit zwischen den einzelnen Staaten. Er denkt an gleichmäßige Examina-Bedingungen für den Staatsdienst, an Übereinstimmung des Rechts- und Verkehrslebens, der Zoll- und Handelseinigung mit dem Ziel der Schaffung eines deutschen Rechtes und deutschen Handels. Was hier der württembergische Minister vorschlug, ist dann nach 1870 langsam realisiert worden. Hier sind noch zu erwähnen Robert von Mohls Entwürfe, die der Überbewertung des Juristen im Staatsdienst galten und die das allgemeine Wahlrecht als undemokratisch verwarfen. Im Jahre 1866 wurde nichts erreicht.

Nachdem Bismarck den offenen Bruch herbeigeführt hatte, hörten die intimen Beziehungen zwischen Wien und Berlin auf. Preußen verlangte volle Freiheit für seine Politik. Varnbüler trennt sich von Bayern und verfißt den puren Rechtsstandpunkt im Falle eines bewaffneten Konflikts.

Am 16. März 1866 läßt Wien den Mittelstaaten mit-

teilen, Preußen habe den Gasteiner Vertrag gebrochen. Man wende sich an den Bund und bitte gegebenenfalls um eine Exekution gegen Preußen. Diese Anfrage war unglücklich, denn der Antragsteller hätte wissen müssen, daß der Bund keinen Krieg mit einem Bundesmitglied führen darf, daß der Bund von Preußen keine bejahende Antwort erwarten darf. Bismarck kam das sehr gelegen, er kehrte den Spieß um und beschuldigte Österreich des Rechtsbruchs. Sybel bemerkt richtig, die Mittelstaaten hatten kein Recht, sich in die Angelegenheit zu mischen. Varnbüler ergriff wieder den gewohnten Ausweg, er verwies den Antrag an den Ausschuß. Er stellt sich klug auf beide Seiten und erhofft einen Ausgleich. Er erwartet, wie Bayern und Sachsen auch, preußische Selbsthilfe. In diesem Fall ist er bereit, die von Wien vorgeschlagene Aufstellung der Bundestruppen – es handelt sich um drei Armeekorps (VII, VIII und X) – und deren Eingliederung in die „Kaiserlich-Österreichische Armee“ zu genehmigen. Er glaubt damit Preußen, wenn es die Riesenzahl der Bundesstreitkräfte höre, einschüchtern und zur Raison bringen zu können.

Immerhin stand Varnbüler unter den Süddeutschen mit seiner Mobilisierungsidee allein. Bayern vermittelte noch, sein junger König und der Großteil des bayerischen Volkes protestierten gegen einen Bundeskrieg für Österreich. Der Preußenhaß loderte in Bayern zudem höher als je. Pfordten sah seine Bundesidee dahinschmelzen. Er hat, zögernd bis zuletzt, für Österreich gestimmt.

Ganz anders war die Stimmung in Baden. Hier war Minister Edelsheim fast der einzige Anhänger Wiens und des Krieges, der Großherzog und die Beamtenöffentlichkeit schwörten auf Preußen. Die Kriegspartei in Karlsruhe ist dann auch später kaum zum Zug gekommen. Baden, so darf man sagen, fiel im Ernstfall aus, auch wenn es pflichtgemäß sein Kontingent stellte, gekämpft hat es nie!

Blieb also in Süddeutschland nur Württemberg und sein Landtag entschieden österreichisch und bereit, für die Deutschen Gerechtsame zu kämpfen, obwohl man sich über den Verrat Österreichs an dem Bund und der deutschen Sache im klaren gewesen ist.

Gebt Schwarz-Rot-Gold den Truppen

Es ist nun bezeichnend, selbst für die Haltung des Ministers, daß Groß- und Kleindeutsche bei uns, als der Krieg nicht mehr zu vermeiden war, jene Kräfte des „alten guten Rechts“ aufriefen, die zu Beginn des

Jahrhunderts bei der Konstituierung des königlichen Landtags die Opposition gebildet hatten. Man dachte weder an Österreich noch an Preußen, man wollte schwäbisch eigensinnig einfach das Recht und nicht die Willkür und die Tyrannei. Man fühlte sich als Wächter einer heiligen Sache und man pochte an das Gewissen. Wieder wie 1863 blieb es beim Protestieren, Fordern, Mahnen. „Darin lag eine innere Unwahrheit. Aber wir erkennen auch den soliden, ehrbaren Geist des Bürgertums darin, daß die Menschen es so ernst nahmen mit den sittlichen Forderungen, denen sie im Getriebe der Politik zu ihrem Recht verhelfen wollten“ (Rapp S. 130).

Darum hörten die Neu-Patrioten nicht auf Preußens Erwiderungen, darauf, daß Bismarck versuchte, den Süddeutschen beizubringen, daß das, was Preußen erobert, für Deutschland erobert ist. (Antrag im Bund am 9. April 1866 durch Preußen.) Für einen künftigen Nationalstaat, der würdig neben Italien und Frankreich würde treten können. Aber 1866 merkten das nur wenige. Unter ihnen der aus dem Vaterland verbannte D. F. Strauß. Die Großzahl der Stände fürchtete die Okkupation des Landes, die Aufhebung der Stände und ihrer schwer errungenen Selbständigkeit. Preußen und Österreich wurden von der jetzt auf dem Höhepunkt ihrer Agitation stehenden deutschen Volkspartei (Julius Haußmann, Karl Mayer u. a.) zu den eigentlichen Erb- und Erzfeinden der Demokratie erklärt. Vorher ist es der dritte Napoleon gewesen. Sie verhindern das ideale Volksreich der Deutschen, sie zerstören es mit ihren Annexionskrallen. Die Volksparteiler erhoffen, daß die wahren Deutschen in Preußen und Österreich aufstehen und den Bruderkrieg nicht zulassen. Sie haben, wie 1848, vergebens gehofft. Ganz besonders ist es Österreich, das jetzt als der Vielvölkerstaat beschimpft und als unwürdig des Deutschen erklärt wird. Sogar der verbannte F. Th. Vischer bläst in das Horn des National-Deutschen. Was gehen uns die Tschechen und die Ungarn, die Kroaten und die Serben an? Vischer war zu dieser Zeit Anhänger der deutschen Nationalliteratur des Heidelberger Professors Gervinus: Wo deutsch gesprochen wird, ist Deutschland, also auch in Elsaß-Lothringen.

In der allgemeinen Selbstbefriedigung holten die Großdeutschen wieder die verstaubten kulturellen Sendungen der Schwaben hervor, indem sie Preußen der Barbarei ziehen, man wünschte wieder den Schutz Napoleons gemäß einer Äußerung König Wilhelms „lieber der Bundesgenosse Frankreichs als der Vasall Preußens“.

In Köln und Berlin sah man die gefährliche Wieder-

erweckung des alten „Rheinbundnapoleonismus“ von 1806. Die Abgeordneten beschlossen mit Mehrheit keine feige verräterische Neutralität, sondern das sofortige Entschließen des deutschen Volkes (das es gar nicht gab), in den Kampf einzutreten. Das war gegen Badens Landtag gerichtet, wo man entschieden für Neutralität plädierte. Also forderte gegen den „Schwäbischen Merkur“ der „Beobachter“ den Schutz des Landes durch allgemeine Volksbewaffnung. Für den Anfang ein Zusammengehen mit Österreich, wenngleich die Stände der Überzeugung sind, daß es sich nicht um einen Volks-, sondern um einen Kabinettskrieg handelt. Ende Mai genehmigt das Plenum die außerordentlichen Militärbedürfnisse in Höhe von 7,7 Millionen Gulden. Außerdem das volle Aufgebot der Landwehr.

Begründung: für die Nation, das Bundesrecht und die württ. Selbständigkeit. Zehn Stimmen in der Zweiten Kammer machten Vorbehalte. Sie verlangten Kampf erst, wenn es um Landesverteidigung ginge, d. h. wenn entweder eine Bundesexekution gesetzlich zustande komme oder die Staaten sich weigern würden, eine Reichsverfassung oder ein deutsches Parlament (der Vorschlag Bismarcks) anzunehmen. Der Minister setzte die Unbedingtheit durch. Darauf opponierten ihm die nachmaligen Führer der Deutschen Partei: Hölder und Robert Römer. Die Volkspartei hatte den einen Erfolg, der realisiert wurde: Gebt den Truppen Schwarz-Rot-Gold, das beseele ihren Mut. Aber ein Volkskrieg wurde es nicht.

Zu der Trennung von Nord und Süd, wie sie Bismarck vorschlug, hat man empört nein gesagt. Die Mainlinie Bayerns hatte keine Chancen in Württemberg. „Wir lassen uns nicht vom Norden trennen“, war die Meinung der Volkspartei.

Interessant ist, daß im katholischen Oberschwaben den Leuten gesagt wurde, der Kampf gehe um ihre Kirche. Im Westfälischen Frieden habe sich Österreich freiwillig von Deutschland ausgeschlossen, darum hätten die Kleindeutschen so offen für ein protestantisches Deutschland gestritten. Jetzt müsse es Österreich büßen, nun schließe man es gegen seinen Willen aus Deutschland aus.

Varnbüler setzte auf den Sieg und prahlte mit der Kraft des württembergischen Militärs. Römer entgegnete er: „Wir denken gar nicht daran, Preußen zu verkleinern; allein, meine Herren, wenn die Kriegswürfel geworfen sind, und wenn in diesem Falle das Kriegsglück gegen Preußen sein sollte, dann wird auch der Herr Professor Römer nicht imstande sein, das *Vae victis* von seinem Lieblingsstaat abzuwenden...“ Bei dieser Stelle, berichtet Karl Mayer, ging

durch den Saal und über die Galerien das Flüsterwörtchen „Hohenzollern!“

Die Haltung der evangelischen Landeskirche war im großen ganzen eine mit pietistischen Argumenten vorgebrachte Warnung vor dem unseligen Bürgerkrieg. Von den Kanzeln herab werden Anklagen gegen die Urheber des Bürgerkriegs geschleudert. „Manchem Geistlichen zwar, wie im allgemeinen den stillen Anhängern der Gemeinschaften, war vor einem Sieg Österreichs bange, ein Sieg der protestantischen Großmacht im Innersten erwünscht, und einzelne sprachen dies auch auf der Kanzel aus“ (Rapp S. 158). Bezeichnend für württembergische kirchliche Verhältnisse ist die Tatsache, daß das Land militärisch nicht mehr aktiv gewesen ist seit den napoleonischen Kriegen von 1806 bis 1815. In den 50 Jahren Frieden hat die württ. Theologie eine Entwicklung genommen, die in die Zusammenhänge von weltlicher Macht und Christentum einen Dualismus hineinrug. Im Februar 1864 hatten 762 württembergische Geistliche der Kreuzzeitung, die für Annexionen eintrat, den Vorwurf gemacht, sie mißbrauche das Christentum und schütze mit ihm Gewaltakte. Das Problem Macht und Kirche ist seither nicht mehr verstummt, wenn wir an unsere heutigen Verhältnisse im getrennten Deutschland denken.

Ein letzter Vermittlungsversuch wurde von der aus Petersburg über Wien, nicht über Berlin zurückreisenden Königin Olga gemacht. Die Königin liebte die Preußen nicht. Als sie am 7. Juni im Hoftheater erschien, wurde sie „mit begeisterten Jubelrufen empfangen“. Die Stuttgarter dankten ihr für ihre Bemühungen um den Frieden bei ihrem kaiserlichen Bruder in Rußland. Der Bericht in der „Allgemeinen Zeitung“ lobte die Königin darum, daß sie für die Anerkennung des deutschen Rechts eingetreten ist.

Die militärischen Operationen

Varnbüler stand nicht allein mit seinem unerschütterlichen Glauben an die Kampfkraft der Österreicher. Zuviel, zu bedeutend Rühmenswertes wußte man in Europa vom tapferen Fechten der Infanterie, der glänzenden Artillerie, der schnellen zum Stürmen bereiten Kavallerie aus den Zeiten von Radetzky und den schweren Tagen von Solferino. Das Kaiserhaus besoldete, wenn es auch keinen preußischen Landsturm und damit keine Reserven hatte, das einzige kriegsgewohnte Heer neben dem französischen in Europa. Von den Preußen hatte man seit 1815 nichts mehr gehört. Sie galten als eine Friedensarmee, deren Schlag-

kraft noch keine Probe bestanden hatte, obwohl seit 1859 unaufhörlich im Offizierskorps, in der Waffenrüstung und im Generalstab reformiert wurde. Von der verheerenden Feuerkraft des Zündnadelgewehrs wußte man nichts. Genaueres war nicht bekannt, und die Erstürmung der Düppeler Schanzen überstieg nicht Gewohntes und konnte als besondere Ruhmes-tat kaum Geltung beanspruchen.

Eben, als die Süddeutschen rüsteten, wenn auch gänzlich ungleichmäßig und ohne jeden strategisch-taktischen Plan der Zusammenarbeit, stiegen die österreichischen Chancen durch Erzherzog Albrechts Siege bei Custozza und die siegreiche Seeschlacht von Lissa in Süddeutschland gewaltig.

Aber nun zeigten die Süddeutschen auch gleich ihre Schwäche. Indem man im Plan Bayern folgte, gab man den Norden auf und verteidigte die Mainlinie in der Absicht, im Südraum sich mit den Österreichern, deren Stärke niemand kannte, vereinigen zu können. Der Plan ist im vornherein fehlgegangen. Ein militärisches Oberkommando kam nicht zustande, dagegen gerieten die süddeutschen Regierungen in Verlegenheit, einen plausiblen Kriegsgrund zu finden in dem Augenblick, als Bismarcks Angebot eines deutschen Parlaments und einer Aufforderung mit Preußen zu kämpfen gegen den Ausschluß Österreichs bei den Regierungen bekanntgeworden war. Der bisher verfochtene Kriegsgrund, Verteidigung des Bundesrechts und des eigenen Landes, fiel damit weg. Die Preußen wollten nur mit Österreich sich auseinandersetzen. Sie bezichtigten umgekehrt Wien des Bruches eines Bundesrechts.

Schauen wir in die Vielzahl von Konferenzen der Verständigung und Rüstung im Raum von Karlsruhe bis München, so fällt auf, daß der einzig aktive Minister Varnbüler gewesen ist. Allerdings geriet ihm sein Prahl mit Württembergs Streitmacht zum Unglück. Offenbar, das erweisen eine Menge von Akten im Staatsarchiv, betreffend die „Deutsche Frage“, wo von Pferdeankäufen, Rekruteneinziehungen, Offiziersernennungen, Berufung von Reservisten die Rede ist, hat er sich nicht genügend orientiert. Auf der Augsburger Konferenz (22./23. April) gab er den Bayern 40 000 Mann an.

Nun aber wußte man von München, daß die Rüstungen dort nur spärlich anliefen und die Stellung der Regierung zu Österreich, für das man keineswegs kämpfen wollte, täglich schwächer wurde. Vielleicht wollte Varnbüler die Bajuwaren zur Eile antreiben, indem er selbst gewaltig übertrieb. Fünf Wochen später korrigiert der württembergische Militärsachverständige bei einer Offizierskonferenz in München seinen Minister,

indem er die Wahrheit um ein paar Tausend zu hoch verfehlte. Er stellte 20 000 Mann auf.

Als in Frankfurt die Kriegsbereitschaft der nicht-preußischen Armeekorps beschlossen worden war, brach am 17. Juni die Regierung die Beziehungen zu Preußen ab. 5000 Württemberger, allerdings so mangelhaft ausgerüstet, daß der Presse verboten werden mußte, darüber bemängelnd zu schreiben, wurden zum Schutz des Bundestags nach Frankfurt geschickt. Das war ein Teil der aufzustellenden Division, zu der 15 Bataillone, 14 Schwadronen und 6 Batterien gehörten. Der Kriegsminister Hardegg in Person führte sie ins Feld, der eben den wegen Unfähigkeit abgesetzten Minister Wiederhold abgelöst hatte. Die Division war dem achten Armeekorps zugewiesen, das der tapfere und kriegserprobte (bei Solferino) Prinz Alexander von Hessen befehligte. Zum achten Bundeskorps stieß dann in Frankfurt auch das schwächere badische Kontingent (Führung Prinz Wilhelm).

Am längsten brauchte die bayerische Rüstung. Erst am 18. Juni genehmigten die Stände 31,5 Millionen Gulden, mit denen das siebte bayerische Bundeskorps ausgerüstet wurde. Was Württemberg und Baden nicht wußten, wurde nun zum taktischen Verhängnis der Süddeutschen. General von der Tann hatte in Olmütz mit dem österreichischen Oberfeldherrn Benedek gemeinschaftliche Operationen vereinbart. Es ging um eine Vereinigung weit nördlich der Mainlinie und ohne jede Verbindung mit dem achten Bundeskorps in Frankfurt. Die 40 000 Bayern führte Feldmarschall Prinz Karl an, der Bruder König Ludwigs I. Die Ausrüstung war nicht weniger mangelhaft als die württembergische, man steckte einfach kräftige Bauernkerle in eine Uniform. Zum Glück verweigerte von der Pfordten, der eifrige Verfechter des Bundesrechts, der Generalität die Vereinigung mit den Österreichern in Böhmen, denn er fürchtete Frankreichs Einmarsch in die ungeschützte linksrheinische Pfalz. Als die Bayern endlich den Vormarsch begannen, hatten die Hannoveraner bereits bei Langensalza kapituliert. Prinz Karl wich von Meiningen an den Main zurück und versuchte in einem schwierigen Flankenmarsch nach Westen, die Vereinigung mit dem achten Bundeskorps. Die preußische Mainarmee (Manteuffel) warf sich sofort zwischen beide Korps und suchte die Vereinigung zu verhindern.

Trotz der schwarz-rot-goldenen Binden irrten die Württemberger in östlicher Richtung zunächst richtungslos in der Rhön umher. Als sie von den Schlapen der Hannoveraner, Hessen, Bayern und Österreicher hörten (vernichtend wirkte die Niederlage bei Königgrätz), wichen sie südlich Richtung Miltenberg

aus, um sich mit den Bayern zu treffen. Die Badener zogen von Darmstadt Richtung Würzburg. Als ihnen die Preußen leichte Gefechte bei Hundheim (23. Juli) und Werbach (24. Juli) lieferten, schlossen sie Waffenstillstand und kehrten in die Heimat zurück (28. Juli). Die Württemberger wollten am 24. Juli bei Tauberbischofsheim die Ausgänge aus dem Taubertal längs der Straße nach Würzburg sichern, als sie unerwartet von der aus dem Odenwald hervorbrechenden Brigade Wrangel angegriffen wurden. Sie räumten die Stadt, besetzten das linke Tauberufer und lieferten den Preußen einen Brückenkampf von beinahe fünf Stunden, wobei sich auch der junge Prinz Wilhelm, Württembergs letzter König, auszeichnete. Es gab 60 Tote, 450 Verwundete und etwa 160 Gefangene.

Immer auf dem Rückzug nach Würzburg gelang die Vereinigung mit den Bayern. Am 27. Juni erfolgte die Trennung von den Bayern, die bereits mit den Preußen unterhandelten, nachdem sie bei Kissingen (10. Juli) geschlagen worden waren. Ruhmlos, wie er begonnen, endete der Mainfeldzug für Württemberg als letztem Staat, der einen Waffenstillstand schloß (1. August). Die Süddeutschen, voran Bayern, sahen vollends die Sinnlosigkeit eines Kampfes gegen Preußen ein, als am 12. Juli bekannt wurde, daß das geschlagene Österreich die Vermittlung Frankreichs angerufen hatte. Die Preußenfreunde in Stuttgart brachten sofort einen Antrag der Verständigung mit Preußen ein. Die Volkspartei brachte ihn zwar zu Fall, erklärte sich aber gleichzeitig gegen die Einmischung Frankreichs und die Aufrichtung eines neuen Rheinbundes.

Das Korps Manteuffel besetzte den fränkischen, nordwürttembergischen Teil solange, bis die Kontributionen in Berlin eingetroffen waren. Tübingen hatte den Spaß, die ersten vom Hohenzollerischen anrückenden „Pickelhauben“ zu sehen. Man lese in den Erinnerungen von Pistorius die Geschichte seiner Jugend.

Varnbüler wird Preuße

Nach dem Gasteiner Vertrag treibt Varnbüler ein recht interessantes Doppelspiel. Er spielt den Friedensvermittler zwischen Wien und Berlin. Immerhin bietet er Bismarck geschickt an: Württemberg stimmt der Annexion von Schleswig-Holstein zu, wenn Bismarck bereit ist, die hohenzollerischen Fürstentümer mit Anschluß der Burg Zollern Österreich zu übergeben. Da Wien darauf nicht reagierte, soll Bismarck die preußischen Lande in Schwaben dem württember-

gischen König geben. In der Tat, am 20. Juli rückte ein württ. Bataillon vor die Burg und nach Sigmaringen. Doch Berlin weist zurück und verbittet sich bezahlte Friedensvermittlungsgaben. Einen anderen Plan bringt er im Bund vor. Sein Schwiegersohn mußte in Wien anfragen, ob Einverständnis möglich, daß bis zur Volljährigkeit des Augustenburgers Bayern die Regierung in den Elbherzogtümern übernimmt. Die wichtigsten Plätze in beiden Ländern wurden Preußen überlassen. Das Projekt kommt nie in die Hände Bismarcks.

Nicht minder wie von der Pfordten hat Varnbüler Frankreich umbuhlt, um es als Friedensvermittler zu aktivieren. Er läßt durch den französischen Gesandten in Stuttgart Damrémont bitten, der Kaiser möchte einen Druck auf die preußische Regierung ausüben. „Il arrêterait M. de Bismarck sur une pente qui peut précipiter, l'Europe dans l'abîme.“ Varnbüler will das nicht als Intervention verstanden wissen, nur sollte Bismarck gewarnt werden. Auf die österreichische Anfrage, ob im Konfliktfall auf die Mittelstaaten zu rechnen sei, erfolgt durch Baron von Wächter, den württ. Gesandten in Paris, eine neue Demarche beim französischen Außenminister, der aber Frankreichs strikte Neutralität erklärt. Das alte schon unter König Wilhelm vorgebrachte und von den französischen Gesandten in Stuttgart berichtete Argument erfolgt nun wieder. Württemberg fürchtet seit 1848 und vor allem durch das Bismarckische Angebot eines deutschen Parlamentes „eine militärische und diplomatische Mediatisierung der kleineren und mittleren deutschen Staaten“. Varnbüler sah richtig. Sie ist vier Jahre später auch prompt eingetreten. Bismarck ist es in der Tat gelungen, was Varnbüler so sehr in Schrecken versetzte, das „unir l'Allemagne sous le sceptre prussien“.

Noch versucht er das Mediatisierungsgespenst nach Königgrätz abzuwenden. Er geht auf ein Programm Napoleons ein: Es bleiben bestehen Preußen und Österreich und nur die vier Königreiche, samt einem neu zu schaffenden, dem Königreich Burgund. Noch hält Varnbüler den preußischen Reformplan für indiskutabel.

Am 20. Juli haben die Präliminarverhandlungen zwischen Sieger und Besiegten begonnen. Napoleon greift nicht zugunsten Österreichs ein. Er fürchtet einen Krieg mit Preußen. Bayern wird als einziges Land zu den Friedensverhandlungen laut Sonderabkommen zugelassen. Nun steht Varnbüler allein. Er schwenkt zu Preußen über und anerkennt endlich, daß bei Preußen auch die Zukunft Deutschlands liegt. „Aujourd'hui l'Autriche c'est donc travailler à

l'unité germanique (Bericht von Damrémont an den französischen Außenminister am 14. Juli 1866).

Am 1. August ist er bei Bismarck in Nikolsburg. Er wird kühl empfangen. Bismarck hat ihm seine Konspiration mit Frankreich übel vermerkt. Bevor er nach Berlin geht, arbeitet er eine Denkschrift für den König aus. Die Neugestaltung Deutschlands bedingt den Austritt Österreichs, Zerteilung des Oberbefehls, eine Bundesmarine, ein Parlament aus allgemeinen Wahlen; für Preußen das Recht der diplomatischen Vertretung nach außen und der Kriegserklärung. Genau das hatte Bismarck verlangt. Er sieht ein, daß „der gesamtdeutsche Bund eine starke Autorität haben muß“; auch das Nationalgefühl befriedigen müsse. Nun, Varnbüler hat sich um die eigene Achse gedreht. Was er jetzt gutheißt, das hat er als üble Folge des Bismarckschen Reformplanes vor fünf Wochen noch abgelehnt.

Seinem König entwickelt er den Gedanken, daß ein Südbund keinen Bestand haben könne, weil Württemberg sich der Vorherrschaft Bayerns nicht füge und weil Baden sich bereits für Anschluß an Preußen entschieden hat. Eine „völlige Parität“ der Süddeutschen ist also nicht möglich. Unmöglich sei auch eine europäische Neutralität des Südbundes. Also bleibt Schutz- und Trutzbündnis mit dem Norden.

In Berlin geht alles gut. Dank russischer Hilfe kommen Gebietsabtretungen für Württemberg nicht in Frage. In Rücksicht auf die napoleonischen Forderungen (linksrheinische Gebiete an Frankreich) verzichtet Bismarck auf einen Eintritt der Süddeutschen in den neuen deutschen Bund. Er beansprucht allein die militärische Führung. Kontributionsforderungen: Württemberg 8 Millionen Gulden, darunter eine Million für den Einmarsch württembergischer Truppen in hohenzollerische Lande, Baden 6 Millionen Gulden, Bayern 30 Millionen Gulden und Abtretung zweier fränkischer Bezirksämter.

Ergebnis

Die völlig wirkungslosen Operationen der Mittelstaaten zeigen, daß Bismarck auch auf dem Schlachtfeld recht bekam: der Krieg war ein Duell, das allein zwischen Preußen und Österreich ausgefochten wurde. Wien und das Kaiserhaus haben die Schlacht eindeutig verloren, was die sofortige Aufnahme von Friedensverhandlungen bewies.

Wir sahen, Bismarck trug den Triumph auch auf dem Feld der Diplomatie davon. Er hatte sich nicht ganz verrechnet, wenn er die provozierte und von Wien ohne Rückhalt angenommene militärische Auseinandersetzung als Dynamit für eine nationale Einigung aller deutschen Stämme wirksam sah.

Die Minderheit der Deutsch-Österreicher im Kaiserreich mußte geopfert werden, um die Mehrheit der deutschsprechenden Staaten und Stämme unter Preußens Führung zu gewinnen. Das Kaiserreich, aus Deutschland ausgeschieden, blieb mit einem Vielvölkerstaat zurück. Das heißt, aus einer Monarchie wurde eine Doppelmonarchie; und die nichtdeutschen Völker, voran die Ungarn, drängten in eine föderative Verfassung. Indessen ist auch Bismarcks neues Reich kein volksnationales Reich geworden. 1848 hat die Hegemonie des preußischen Staates vollends erstickt. Die Deutschen sollten nun einmal nie werden können: ein Volk und eine Nation. Es reicht immer nur zu einem Bundesstaat mit einer reichischen Spitze.

Benützte Literatur: Adolf Rapp, Die Württemberger und die nationale Frage 1863–1871, 1910 – Th. Griewank und F. Hellwag, Württemberg und die deutsche Politik in den Jahren 1859–1866, 1934 – Cordon A. Craig, Königgrätz, 1966 – Eugen Schneider, Württembergische Geschichte, 1898 – B. Hubensteiner, Bayerische Geschichte, 1950 – A. Krieger, Badische Geschichte, 1924 – R. Buchner, Die deutsch-französische Tragödie 1848 bis 1864, 1966 – Die Entscheidung. Der Krieg zwischen Österreich und Preußen, hrsg. vom Militärischen Forschungsamt Freiburg, 1966.

Was uns beschäftigt — was uns angeht

„Fröhlich voran - im falschen Geleise!“

Mit dem Untertitel „eine deutliche Erklärung“ hat die Stuttgarter Zeitung am 6. Mai unsere hier folgende Zuschrift veröffentlicht:

Der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Oberbaurat i. R. W. Kittel, schickt uns zu unserem am 30. April veröffentlichten Bericht über die Gemeinderatssitzung von Ludwigsburg, in der die sogenannte „große“ Verkehrslösung beschlossen wurde, unter der Überschrift „Fröhlich voran - im falschen Geleise!“ folgende Erklärung:

Der Gemeinderat der Stadt Ludwigsburg hat in eindrucksvoller Geschlossenheit, bei nur zwei Gegenstimmen, beschlossen, die Ortsdurchfahrt im Zug der Stuttgarter und der Schloßstraße nach der „großen - der zweigeschossigen und sechsspurigen - Lösung“ auszubauen. Damit wurden alle Gutachten und Warnungen vor dieser im wahrsten Sinn des Wortes einschneidenden Veränderung im Stadtorganismus in den Wind geschlagen zugunsten einer Erschließung von der Mitte aus, obwohl sich gerade die fortschrittlichsten Städte des In- und Auslandes heute darum bemühen, ihre Zentren soweit möglich vom Durchgangsverkehr zu befreien und sie zum Teil sogar ausschließlich dem Fußgänger zurückzugeben.

Soweit wollte sich keiner der Vorschläge versteigen, die in Anlehnung an eine Stellungnahme der Akademie für Städtebau und Landesplanung vom Jahr 1961 und in dem Artikel

„Schnitt ins Herz?“ des Schwäbischen Heimatbundes gemacht wurden. Auch das Verkehrsgutachten von Dr. Leibbrand sah im Endausbau eine weitgehende Entlastung dieses Straßenzuges und die Erschließung der Innenstadt durch Tangenten und von Parallelstraßen aus vor, deren Ausbau im Lauf der nächsten 10 bis 15 Jahre sowieso unvermeidlich sein werde. Nur deshalb konnte empfohlen werden, zunächst in der Linie Stuttgarter - Schloßstraße nur einen „kleinen“ Ausbau zu machen, der den örtlichen Gegebenheiten verständnisvoll entgegenkommen würde.

Es muß aber immer wieder betont werden, daß es den Gutachtern nicht in erster Linie um die Erhaltung von Alleeebäumen ging, obwohl die Behauptung unrichtig ist, als hätten die Baumsachverständigen diesen schon das Todesurteil gesprochen. Es geht vielmehr um die Frage: soll und darf man das fast zwangsläufige Einströmen des Verkehrs in eine Stadtmitte geschehen lassen, bis der Verkehr und seine unerbittlichen Forderungen diese Mitte ihres Sinnes und ihrer Würde berauben, oder wählt man den neuartigen Weg, die Mitte wieder anziehender, ruhiger, menschlich lebensvoller zu machen und ihr damit ihren alten Wert zurückzugewinnen? Diese Überlegungen müßten die Ludwigsburger Entscheidung, so wie sie sich jetzt abzeichnet, auch dann ins Unrecht setzen, wenn nicht Bezirke von solcher Eigenart und Schönheit

betroffen wären wie gerade in dieser Stadt. Deshalb erscheint es berechtigt, daß hier die Allgemeinheit sich darum kümmert, was gespielt wird.

Das Echo zustimmender Hoffnung, welches der obengenannte Artikel gefunden hat, als er in großer Zahl als Sonderdruck an Behörden und Fachleute versandt wurde, war ein bededtes Zeugnis dafür, daß hier eine Baumaßnahme in Gang gesetzt werden soll, die weit über unser Land hinaus Beachtung - und vielleicht einmal schwere Kritik - finden wird. Daran sollten die örtlichen Stellen ebenso wenig vorbeigehen wie unsere Landesbehörden, die gegebenenfalls durch bevorzugte finanzielle Unterstützung der Umgehungslösungen ein maßgebendes Wort mitsprechen könnten, anstatt daß nach den jetzigen Absichten staatliche Mittel - das heißt doch: Mittel der Allgemeinheit! - dazu verwendet werden, trotz allen Warnungen von verschiedensten Seiten die Schönheit von Ludwigsburg und den organischen Zusammenhang von Altstadt und Schloßbezirk für immer zu zerstören.

* * *

Zunächst ist nichts weiter zu der Sache zu sagen. Es dürfte die Mitglieder aber interessieren, aus dem oben erwähnten „Echo zustimmender Hoffnung“ einiges zu erfahren. Nicht weniger als 20 ausführliche Briefe sind eingegangen, nachdem der Sonderdruck „Schnitt ins Herz?“ versandt war. Ein einmaliger Fall von Anteilnahme. Verständlicherweise haben sich diejenigen zurückgehalten, die dienstlich mit der Planung Ludwigsburg befaßt waren. Es soll auch

nicht verschwiegen werden, daß zwei kritische Äußerungen kamen, wobei z. B. von einem namhaften Architekten und Planer geltend gemacht wurde, es gebe „in Ludwigsburg eben zwei Herzen, das der Stadt und das des Schlosses, die seit eh und je durch die Schloßstraße getrennt sind. Ich wüßte weit und breit kein Beispiel, wo Stadt und Schloß so aneinander vorbeirutschen. . . . Man möchte wünschen, daß die Schloßstraße weniger Verkehr aufnehmen müßte. Dann bleibt also beim Alten: dem Schnitt zwischen zwei Herzen. Müßte die Schloßstraße aber viel Verkehr aufnehmen, so wäre dies eine große Chance, Stadt und Schloß auf der höheren Ebene endlich aneinanderzubinden.“

Ein Mitglied hat seinen Austritt erklärt in der Überzeugung, es gehe zu weit, sich für eine so umstrittene Sache so einseitig einzusetzen.

Alle anderen Briefschreiber aber unterstützten die These, daß die Mitte von Ludwigsburg, wenn irgend möglich, vom Verkehr durch Parallelen und Tangenten zu entlasten sei, um ihre Besonderheit zu erhalten. Unter den freundlichen Schreibern sind allein sechs Professoren der technischen Hochschulen Stuttgart und Aachen, Baudirektoren und Planungsvorstände aus Kassel, Mannheim und Ulm, zwei höhere Ministerialbeamte aus Stuttgart, dazu hohe Forstbeamte, in der Planung tätige Geometer und Verkehrsfachleute.

Abgesehen von allgemeinen Feststellungen, wie es handle sich hier um eine „Sache, die ich für so wichtig halte, daß sich Lautwerden lohnt“ und „wollen wir hoffen, daß die zuständigen Stellen den nötigen Widerstand leisten“, werden verschiedentlich Detailvorschläge gemacht, die weitgehend mit der Leibbrandischen Verkehrskonzeption übereinstimmen, und ein Verfasser schreibt *zweimal* „denn es ließ mir keine Ruhe!“

Noch einige Auszüge in beliebiger Reihenfolge, an denen deutlich wird, in welcher tiefen Schichten menschlicher Existenz die Aussprache über solch ein – scheinbar rein verkehrstechnisches – Problem führt. Es sei mir er-

laubt, hier den Verfassern für ihr Verständnis zu danken, mit dem sie auf das eingingen, was mir und den anderen „Baumfreunden“, wie man uns spottend genannt hat, wirklich am Herzen lag.

* * *

„... warum ist es heute bloß so schwer, das Denken, d. h. dieses festgefahrene, alt und überholt gewordene Scheindenken, der sogenannten Fachmenschen (besser würde man sie Fächlesmenschen nennen) wieder flüssig, beweglich zu machen, sie zum eigenen Sehen und Denken zu veranlassen? Wie kann überhaupt ein unbefangener sehender Mensch nicht erkennen, daß die Ludwigsburger – wie so viele anderen, aber mit schwereren Folgen – drauf und dran sind, sich selber den größten Schaden anzutun, sich arm zu machen, wenn sie ihre gestaltete Stadtmitte in Stücke schneiden?“ ... „Aber natürlich, es geht um eine grundsätzlich andere Aufschließungsart: statt der gewohnten, für selbständige Organismen und bei nicht störendem Verkehr brauchbaren Aufschließung nach innen hin eine solche nach außen hin und von außen her, sichtbares Zeichen, daß auch eine Stadt wie Ludwigsburg heute weitgehend Teil eines größeren Ganzen ist und zugleich sichtbares Zeichen der Schonung und Verehrung der alles zusammenhaltenden Stadtmitte bzw. der Unterzentren.“ ... hoffe nur, daß nicht – wiederum antiquierten Denkschemen folgend – die Ausführungen nur deshalb als altmodisch-schützlerisch erklärt werden, weil sie vom *Heimatbund* kommen.“

* * *

„... wir haben allen Grund, auch diese Fragen als organischen Vorgang zu betrachten und bei allen Planungen von einem gesunden Stadtorganismus auszugehen, wobei wohlgegliederte Einheiten und Grünräume zur Selbstverständlichkeit gehören müssen. Ich bin Ihnen besonders dankbar, daß Sie den Gesichtspunkt des Zerschneidens von Einheiten und den geringen Bestand an öffentlichem Grün gerade am Beispiel Ludwigsburg aufgezeigt haben. Die Regelung

wird zu einer zwingenden Notwendigkeit gegenüber der hektischen Betriebsamkeit und der Reizüberflutung unseres heutigen Daseins.“

* * *

„Ich kenne die Leichtfertigkeit, mit der man Verkehrsanlagen über alle gewachsenen Verhältnisse hinweg heute plant und propagiert. Der Verkehr ist eben wesentlich populärer als der Heimatschutz, und es wird wohl auch in Ihrem Fall immer wieder darauf hingewiesen, daß ja in dem Schloßpark und den davorgelagerten Grünflächen ein Grünbestand für die Stadt Ludwigsburg vorhanden sei, um den andere Städte sie beneiden können. Es wird dabei eben gerne übersehen, daß es hier nicht um die Quadratmeter der zur Verfügung stehenden Grünflächen geht, sondern um eine Frage der Struktur und des der Individualität von Ludwigsburg angemessenen Gefüges.“

* * *

„Es gibt gar keinen anderen Standpunkt, als die letzten Reste Menschen zugewandter Bereiche zu erhalten. Wir zerstören in *allen* Bereichen menschlichen Glaubens, Wirkens und echten inneren ‚Zuhause-seins‘ die letzten Tabus, auch im sogenannten Städtebau. Woraus wollen wir noch seelische Kraft ziehen? – Ob nicht diese geistige Selbstzerstörung der Vorläufer unseres materiellen Unterganges ist?“

* * *

Schließen wir die Akten Ludwigsburg und lassen wir die Töne erregter Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit beiseite, die da und dort schon aufgeklingen sind. Trösten wir uns mit dem Gedanken, daß auch nach jedem Mißerfolg an der einen Stelle noch viele Aufgaben an anderen Orten bleiben, an denen man sich um die richtigen Lösungen bemühen kann. Wir werden darin fortfahren. Sagte nicht schon Rückert etwa so?

Schlägt dir die Hoffnung fehl,

Nie fehle dir das Hoffen!

Ein Tor ist zugetan,

Doch tausend sind noch offen.

W. Kittel

Hermann Haering zum achtzigsten Geburtstag

Wer ihn bei wissenschaftlichen Tagungen und Sitzungen diskutieren hört, jugendfrisch und lebhaft, oder wer ihm im angeregten Gespräch, das er so liebt, gegenüber sitzt, dem will es nicht in den Sinn, daß Hermann Haering am 4. Mai 1966 schon ein Achtziger wurde. Den Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes ist sein Name seit Jahrzehnten vertraut. Lange Jahre hat sich der Jubilar von Amts wegen als Denkmalpfleger betätigt, denn als Staatsarchivdirektor des Landes Württemberg (1933–1945) hatte er im Rahmen des Landesamts für Denkmalpflege die Aufgaben des Schriftdenkmalschutzes verantwortlich wahrzunehmen. Damals hat er die nach dem ersten Weltkrieg zum Erliegen gekommene Pflege und Erschließung der nichtstaatlichen Archive mit glücklicher Initiative wieder in Gang gebracht. Er hat über diese Arbeit an der heimatgeschichtlichen Überlieferung seit 1936 im Schwäbischen Heimatbuch regelmäßig berichtet und konnte in den „Württ. Archivinventaren“ schöne Erfolge der von ihm aufgebauten Pflegerorganisation vorlegen. Was Hermann Haering für die ihm anvertrauten Staatsarchive, was er als Vorsitzender der Württ. Kommission für Landesgeschichte sowie des Württ. Geschichts- und Altertumsvereins geleistet hat, das würdigt die Zeitschrift für württ. Landesgeschichte in einem ihm gewidmeten, soeben erscheinenden Heft von stattlichem Umfang.

Mehr noch als den Archivar kennen die Leser der „Schwäbischen Heimat“ den Landeshistoriker Hermann Haering. Seine Aufsätze und Buchbesprechungen in unserer Zeitschrift sind freilich, ebenso wie seine Vorträge, nur kleine Ausschnitte aus einem ungemein reichhaltigen und vielseitigen Lebenswerk als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber. Neben der Fachwissenschaft im strengen Sinne, der er als Tübinger Universitätsbibliothekar (1919–1933) durch die zweibändige Neubearbeitung von Dahmann-Waitz' „Quellenkunde der Deutschen Geschichte“ in ausgezeichnete Weise gedient hat, lag ihm immer besonders am Herzen, die Ergebnisse seiner Arbeit und das geschichtliche Verständnis überhaupt in weiteren Kreisen zu verbreiten. Die von ihm begründeten „Schwäbischen Lebensbilder“, von denen er die ersten fünf Bände selbst herausgegeben hat, erfreuen sich als wissenschaftlich fundierte und doch gemeinverständliche Biographien bedeutender Gestalten unserer Landesgeschichte großer Beliebtheit. In seinen eigenen Beiträgen zu diesen Bänden hat Haering Johannes Naukler, den Tübinger Gründungsrektor, und die würt-

tembergischen Historiker Spittler, Pfister und Heyd gewürdigt. Auch sonst nimmt die neuere Geistesgeschichte Schwabens in dem vielschichtigen, von erstaunlicher Spannweite zeugenden Schaffen des Jubilars einen hervorragenden Platz und Rang ein – hervorragend deshalb, weil die gedankliche Durchdringung sich mit der Empfänglichkeit für die künstlerische Form großer Dichtung und einem nicht alltäglichen musikalischen Verständnis verbindet. Über Schiller hat Haering in der Festschrift für Karl Bohnenberger, über Hölderlin in Ernst Müllers „Stiftsköpfen“ feinsinnige Essays veröffentlicht. Überall bewegt ihn die Frage nach der Prägekraft der geschichtlichen Mächte, die auf die großen Einzelnen wie auf das Volk im ganzen gewirkt haben: Stammesart und Stammesbewußtsein, territorialstaatliche Welt, religiöse und konfessionelle Grundströme. Besonders viel hat die Kirchengeschichte unseres Landes Hermann Haering zu danken: die Neuorganisation des Archivs der evangelischen Landeskirche und der kirchlichen Archivpflege (1948–1952), die tätige Mitarbeit im Ausschuß und in der Zeitschrift des Vereins für württ. Kirchengeschichte, vor allem aber das 1963 erschienene große Buch über den Vater, den Tübinger Ordinarius für systematische Theologie Theodor Haering (1848–1928); dieses farben- und gedankenreiche Lebens- und Zeitbild spiegelt eine ganze Epoche geistiger Landesgeschichte.

Haering hat Heimat- und Landesgeschichte nie in provinzieller Verengung behandelt. Schon die Dissertation von 1910 über den Reichskrieg gegen den Württemberger Grafen Eberhard I. galt einem Thema, in dem sich Landesgeschichte und Reichsgeschichte durchdringen. Drei Jahre Tätigkeit in Karlsruhe (1911–1914) für die Badische Historische Kommission und das Badische Generallandesarchiv öffneten dem Altwürttemberger früh den Blick für die alte Kultur und den geschichtlichen Reichtum der oberrheinischen Lande; das größere Schwaben und das angrenzende Franken, der ganze deutsche Südwesten wurde und blieb hinfort ein Kerngebiet seines Forschens. Auf der breiten und gediegenen Grundlage des die Quellen bewahrenden, aus den Quellen schöpfenden Bibliothekars und Archivars hat Hermann Haering von höherer Warte aus die Geschichte dieses Landes immer auch in ihrer Bedeutung für die Geschichte des deutschen Geistes und Volkes gesehen. Für sein Leben und Wirken in diesem Sinne danken ihm die Freunde im Schwäbischen Heimatbund am 80. Geburtstag.

Walter Grube

Noch einmal die „Rebflurbereinigungen“

An den Präsidenten
des Weinbauverbands Württemberg
Herrn Otto Haag, Heilbronn

Verehrter, lieber Herr Haag!

Gestatten Sie, daß ich Ihre Stellungnahme zu meinem Artikel über die „Rebflurbereinigungen“ (diese Zeitschrift H. 1, 1966) mit einem persönlichen Brief beantworte. Nicht zum wenigsten, weil wir uns schon des öfteren über Fragen des Weinbaus, vor allem der Weinbaulandschaft, unterhalten haben und weil mich gerade Ihre verständnisvolle Stellungnahme besonders gefreut hat. Von vornherein hatte ich Sie zu den „consules“ gerechnet, die ich in meinem Artikel beschworen habe.

Wie zu erwarten, habe ich auf meine kritische Betrachtung der Rebflurbereinigungen mancherlei Zuschriften erhalten; von beiden Seiten, zustimmende und ablehnende, vernünftige und unvernünftige. Ich kann die Briefe nicht einzeln beantworten. Verwunderlich waren zwei Briefe von gehobener landwirtschaftlicher Seite, deren Schreiber das Problem überhaupt nicht begriffen haben. Es findet sich in den beiden Briefen kein Wort zu meinen überlegten und präzisen Vorschlägen, wie man die unvermeidlichen neuzeitlichen Rebflurbereinigungen in verschiedener Hinsicht landschaftlich besser machen könnte; des langen und breiten werde ich vielmehr über die drohenden Auswirkungen der EWG, über die schwere Arbeit des Weingärtners, über die Notwendigkeit der Umstellung auf Maschinen belehrt. Ich habe den Lesern der „Schwäbischen Heimat“ zu Anfang meines Artikels doch eindeutig klargemacht, daß, so schmerzlich dies sein mag, aus allen genannten Gründen unsere vertraute „Historische Weinbaulandschaft“ als Ganzes nicht gehalten werden kann.

Ein wenig haben übrigens auch Sie, verehrter Herr Haag, im ersten Drittel Ihrer Stellungnahme in dieselbe Kerbe gehauen; schon, wenn Sie schreiben, ich hätte „eine scharfe Klinge gegen die Rebflurbereinigungen des württembergischen Weinbaus“ geführt. Ich habe mich nicht gegen die Rebflurbereinigungen als solche gewandt, sondern nur gegen die Art und Weise, wie sie durchgeführt werden: Einseitig, rein technisch ausgerichtet, in Perfektion über das wirtschaftlich erforderliche Maß hinausgreifend, ohne im Rahmen des Möglichen auch biologische und landschaftliche Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Diese Grundgedanken meines „Reben-

steppe-Artikels“ sind nirgends bestritten worden. Ich kann mir nicht versagen, in diesem Zusammenhang auch auf eine Verfügung des Landwirtschaftsministeriums vom November 1965 hinzuweisen, in dem dieses – zunächst natürlich aus Ersparnisgründen – übertriebene Maßnahmen bei der Planierung der Rebflächen verbietet. Es heißt in der Verfügung u. a.: „Schluchten und größere Einschnitte sind unverändert zu lassen. Die dadurch entstehenden Schwierigkeiten bei der Zuteilung und Wegeführung sind in Kauf zu nehmen.“ Steht solches nicht beinahe wörtlich in meinem Artikel?

Mit besonderem Interesse habe ich natürlich Ihre Ausführungen zur Weinbergflora und -fauna gelesen. Sie sprechen von einem „Neubeginn“ und verstehen darunter, daß sich die Flora schon wieder den Raum zurückerobert werde (vielleicht sogar „mit unserer Hilfe“, ein bedeutsames Wort!). Aber die Startbedingungen für eine Weinbergflora waren, als unsere Keuper- und Muschelkalkhänge für die ersten Rebanlagen gerodet wurden, doch ganz andere als bei den heutigen großflächigen, bis ins letzte perfektionierten Rebflurbereinigungen. Damals, vor 800 und mehr Jahren, entstanden gleichzeitig mit den eigentlichen Weinbergen zahlreiche Kleinräume, Mauern, Raine, nach und nach Hohlwege usw., die von Wildpflanzen besiedelt werden konnten, wodurch sich schließlich die reiche, biologisch gesunde Lebensgemeinschaft unserer „Historischen Weinberglandschaft“ zusammenfand. In den Rebflurbereinigungen der Gegenwart kann sich eine solche oder ähnliche Entwicklung nicht wiederholen. Wo sollen denn die von Ihnen zitierten Nelken, Schwertlilien, Rosen Fuß fassen und wachsen, wenn alles bis zum letzten Quadratmeter planiert, gepflastert, gekandelt ist! Da bleibt wirklich nichts anderes als „Hilfe“ übrig (s. o.). Nur in der mechanisch bearbeiteten Fläche zwischen den Rebzeilen wird sich wohl wieder eine Hackfrucht-Unkrautgesellschaft, vielleicht eigener Art, bilden; in Südbaden wird übrigens schon versucht, die dort sehr schöne alte Weinbergflora mit Wildtulpen, Traubenhyazinthen und Milchsternen künstlich wieder in die bereinigten Reb-lagen zu bringen.

Es bekümmerte mich aber, daß Sie in Ihren Ausführungen die Pfirsiche und Quitten mit Stillschweigen übergangen haben. Diese Halbbäume und Großsträucher sind seit Jahrhunderten vollgültige Bürger unserer Weinbaulandschaft; sie gaben ihr den südlichen Zauber und Glanz. Abgesehen davon, daß sog. mißgeformte Teil-

stücke, Wegekehren usw. geeignete Stellen sind, um mit einigen Pfirsichen und Quitten wieder etwas Farbe und Kontur in die monotonen Rebflächen zu bringen („Hilfe“), ist den einzelnen Weingärtnern nach Durchführung der Umstellungen ausdrücklich verboten, in ihren zugeteilten Stücken irgendwelche Bäume und Sträucher zu pflanzen oder zu dulden. Aber warum in aller Welt soll denn nicht einmal ein Weingärtner in genügendem Abstand vom Nachbarn und wenn er für sich eine geringe Arbeitserschwerung in Kauf nehmen will, einen Pfirsich oder eine Quitte im Weinberg haben? Offenbart sich in solchen Bestimmungen nicht ein erschreckender Dirigismus, der im „Kollektiv“ jede mögliche und wünschenswerte persönliche Note unterdrückt...

Sie halten es für selbstverständlich, daß die „Zeugen der Vergangenheit“ bei den Rebflurbereinigungen erhalten werden. Ich habe es noch nie erlebt, daß das tatsächlich geschehen ist; soeben erst wurde bei der Rebflurbereinigung Brackenheim eine am Rande des Bereinigungsgebiets stehende steinerne Abstellbank trotz aller Zusicherungen wieder von den Baggern umgelegt. So sieht die Wirklichkeit aus.

Wenn Sie in Ihren Ausführungen zur Weinbergflora entrüstet schreiben: „Wir sind doch keine Barbaren“, so anerkenne ich dies für Sie selbst und viele Weingärtner durchaus; aber ganz wird man das Wort, wenn es schon

gefallen ist, bei den Rebflurbereinigungen nicht entbehren können. Das Wort „Barbar“ erhielt seine heutige Bedeutung, als unsere Vorfahren in die römische Hochkultur einbrachen und dort ohne Not und im Unverstand alles kurz und klein schlugen. Die totale, rücksichtslose, letztlich primitive Landschaftszerstörung durch die Bagger ist – soweit sie die wirtschaftliche Notwendigkeit überschreitet – „barbarisch.“

Am Schluß Ihrer Stellungnahme schlagen Sie eine „Synthese zwischen den Notwendigkeiten der Neuzeit und dem Anliegen“, sagen wir, des Natur- und Landschaftsschutzes vor, die sich „bei gutem Willen allerseits“ verwirklichen ließe. Aus Ihrem Munde bedeutet dieser Vorschlag viel. Im Grunde entspricht er ja durchaus meinen eigenen Ausführungen, wenn wir auch über Einzelheiten verschiedener Meinung sein dürften.

Eine wirkliche „Synthese“ entsteht aber durch Vereinigung zweier zunächst gegensätzlicher Standpunkte zu etwas Neuem. Alle Freunde unseres Weinlandes werden Ihnen, sehr verehrter Herr Haag, herzlich dankbar sein, wenn gerade Sie sich dafür einsetzen wollen, daß bei den Rebflurbereinigungen auch die Landschaft im Sinne Ihrer „Synthese“ berücksichtigt wird.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr

Otto Linck

Schillerpreis der Stadt Marbach

an Georg Wagner und Adolf Koch

Mit dem Schillerpreis, den die Stadt Marbach am Neckar seit 1959 alle zwei Jahre auf Grund eines landeskundlichen oder landesgeschichtlichen Werks verleiht, sind am 10. November 1965 Georg Wagner und Adolf Koch geehrt worden. Entscheidend war dabei der 1961 von der Landesbildstelle herausgebrachte Band: Raumbilder zur Erd- und Landschaftsgeschichte Südwestdeutschlands. Er bringt die farbigen Tafeln, die Wagner und Koch für den „landschaftsmorphologischen Saal“ des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart, Schloß Rosenstein, erarbeitet haben. Professor Dr. Georg Wagner, geboren 1885, hat in 300 Veröffentlichungen und in zahlreichen Vorträgen und vor allem Vorlesungen vor seinen Studenten in Tübingen die Entstehung unserer Landschaft lebendig werden lassen; seine Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte Süddeutschlands (1. Auf-

lage 1931) ist in bestem Sinn eine Geologie für jedermann. Der durch den Schillerpreis ausgezeichnete Tafelband von 1961 bekrönt die Zusammenarbeit zwischen Georg Wagner und Adolf Koch. Auch dieser ist aus dem Lehrerstand emporgewachsen und gehört nun dem Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart an. Seine Kenntnisse und sein großes Geschick in der raumbildlichen Darstellung erfüllen schon jetzt gewisse Aufgaben für die künftige Schausammlung der heute noch durch die Kriegsfolgen benachteiligten Abteilung für Geologie, Paläontologie und Mineralogie des Stuttgarter Museums. Adolf Koch hat seinen Arbeitssitz in Friedrichshafen-Fischbach beibehalten. Wir stellen diesen Autor vor mit einer Skizze und mit einem Gedicht, die beide Seite 49 abgedruckt sind und echte Bodensee-Stimmung im Beschauer und Leser wecken.

Sinnvolles schenken Kunsthhaus Schaller

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C

Museums-Führer

Schloßmuseum Ludwigsburg

Amtlicher Führer von Werner Fleischhauer.

3. Auflage. 40 Seiten, 16 Abbildungen. Kartonierte DM 2,40.

Höfische Kunst des Barock

**Zweigmuseum des Württembergischen Landesmuseums
Schloß Ludwigsburg.**

52 Seiten und 25 Kunstdrucktafeln sowie ein Grundriß des Schlosses
Ludwigsburg. Kartonierte DM 4,-.

Ludwigsburger Porzellan

Bearbeitet von M. Landenberger.

44 Seiten mit 40 Kunstdrucktafeln. Kartonierte DM 3,-.

Schloß Solitude

Amtlicher Führer von Hans Andreas Klaiber.

31 Seiten und 8 Kunstdrucktafeln. Kartonierte DM 2,-.

Führer

durch das Württembergische Landesmuseum

Vor- und frühgeschichtliche Sammlungen

Saal I bis III: Mensch, Wirtschaft, Technik während der vor-
geschichtlichen Perioden Südwestdeutschlands (Altsteinzeit bis frühe
Eiszeit).

24 Seiten mit 2 Tabellen und 12 Kunstdrucktafeln. Kartonierte
DM 1,80.

Saal IX und X: Die germanische Besiedlung Südwestdeutschlands
von 260 n. Chr. bis zum Beginn der Karolingerzeit.

32 Seiten mit 2 Karten und 8 Kunstdrucktafeln. Kartonierte DM 1,80.

Kunstgeschichtliche Sammlungen

69 Seiten mit 1 Plan sowie Orts- und Personenregister und 16 Kunst-
drucktafeln. Kartonierte DM 3,-.

Amtlicher Führer

durch das Württembergische Landesmuseum

Das Stuttgarter Kameo

Etwa 28 Seiten mit 1 Vierfarbtafel und 28 Schwarzweiß-Tafeln. Kar-
tonierte DM 3,60.

Kleine Vor- und Frühgeschichte Württembergs

im Gang durch das Württembergische Landesmuseum

Mit einem Vorwort von Werner Fleischhauer.

74 Seiten, 10 Karten, 36 Abbildungen. Kartonierte DM 6,-.



Verlag W. Kohlhammer GmbH Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz



WENN GELD –

Geld bringen soll oder Geld gebraucht wird

VOLKSBANK



Herzog Karl Eugen

Karl Pfaff hat diese Chronik im Jahr 1821 erstmals aufgelegt. Er war damals 26 Jahre alt und wegen seinen „Mucken“ aus dem Staatsdienst abgeschoben in den Schuldienst; er war Konrektor an der Lateinschule zu Eßlingen.

Der Chronist hält Distanz von seinem erlauchten Gegenstand, läßt Takt und Höflichkeit walten und sagt doch die Wahrheit, die oft bitter, manchmal blamabel ist. „Mit Verlaub“... sagte man damals, wenn scharfe Kritik in Anstand vorgebracht werden sollte. Karl Pfaff versteht sich auf diese Kunst, die in unseren Zeitläuften selten geworden ist.

Zur Verklärung des Hauses, das Württemberg viele Jahrhunderte regiert hat, sind Pfaffs Regentenbilder trotzdem nicht geschaffen. Das konnte auch nicht die Absicht eines Neudrucks im Jahre 1966 sein. Aber was im Menschen an Möglichkeiten beschlossen liegt, davon geben diese Lebensbilder der schicksalhaft mit ihrem Land verbundenen württembergischen Regenten ein sehr lebendiges Zeugnis.

Den Biographien der württembergischen Herzöge sind ihre Bildnisse zugeordnet. In originalgetreuem sechsfarbigem Offsetdruck werden die handkolorierten Stiche wiedergegeben. So ist mit der Neuauflage von „Württemberg geliebten Herren“, dieser höchst wirkungsvollen Verbindung von Biographie und Bildnis, ein landesgeschichtliches Werk von hohem Rang wieder einem großen Kreis Interessierter zugänglich gemacht.

Mit profunder Geschichtskennntnis und großem Einfühlungsvermögen führt Dr. Peter Lahnstein in die Chronik ein. Lahnstein ist Stuttgarter. Er ist bekannt als brillanter Essayist und als Verfasser von „Württemberg anno dazumal“ und des hübschen Bändchens „Schwäbische Silhouetten“.

Ein repräsentatives Geschenkbuch
für den Freund
württ. Geschichtsliteratur

Karl Pfaff
Peter Lahnstein

Württembergs
geliebte Herren

Biographien
der Regenten
von Württemberg

von Herzog Eberhard im Bart
bis zum König Friedrich

80 Seiten Text mit 2 Schwarzweiß-
und 15 sechsfarbigem Offsettafeln.
Format 20x29 cm.
Leinen DM 29,-

Kohlhammer

Rudolf Schlauch Hohenlohe

*Land der Kunst
und Geschichte,
Land der Reben
und Früchte,
Land im heiteren Lichte.*

2. Auflage. 208 Seiten mit 19 Strichzeichnungen und 16 Fototafeln. Leinen DM 16,80.

„Schlauch, der das Hohenloher Land wie kaum ein zweiter kennt, lädt uns zu einer Reise in dieses beschauliche Ferienparadies ein. Mit feinem Humor entwirft er in Anekdoten und skizzenhaften Schilderungen ein gelungenes Bild von seiner Geschichte, Kunst und Kultur.“

Stuttgarter Nachrichten



Verlag W. Kohlhammer GmbH
Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz



Kast + Ehinger GmbH Druckfarbenfabrik Stuttgart-Feuerbach

Das großzügig angelegte Werk im Feuerbacher Tal

Darlehen zu nur 5%

sichert Ihnen ein prämienbegünstigter Bausparvertrag.
Jetzt Zusatzvorteil für Arbeitnehmer: 312-Mark-Gesetz.
Beratung am Ort oder durchs Wüstenrot-Haus, 714 Ludwigsburg.

Größte
deutsche
Bausparkasse

Wüstenrot



ALLES AUS EINER HAND!

Der Umzug meiner Firma von Stuttgart, Landhausstraße, in den Neubau, Aixheimer Straße 12 in Stuttgart-Sillenbuch, ermöglicht es mir, meine gesamte Arbeitskapazität auszuweiten. – Ich bin nun in der Lage, die Gesamtherstellung sämtlicher Druckunterlagen zu übernehmen. Ich erteile jede Auskunft und erwarte gerne Ihren Besuch.

HUGO KRÄMER

Graphische Kunstanstalt, Stgt.-Sillenbuch, Aixheimer Str. 12, Tel. 27 37 04



Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben,
wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt!

Schiller

Das baden-württembergische Nachbarrecht

Erläuterte Textausgabe

Von **Dr. Fritz Kühnle** und
Oberregierungsdirektor **Max Hämmerle**.

11. überarbeitete Auflage 1965. 128 Seiten. Kartoniert DM 5,60

Das kleine Werk berücksichtigt alle Fragen des zur Zeit geltenden nachbarlichen Rechts. Es ermöglicht allen Haus- und Grundbesitzern, den Landwirten, den Obst- und Weinbauern, sich rasch über alle Fragen des Nachbarrechts zu unterrichten.

Das Bändchen enthält z. B. die für die Praxis so wichtige Zusammenstellung der Mindestabstände für tote Einfriedungen, Spaliervorrichtungen und Pflanzenanlagen. Ein Aufsatz von Ministerialrat Paul Holch über das Nachbarrechtsgesetz und das Bauen mit Zeichnungen und Planskizzen wurde angefügt.

Das Naturschutzrecht in Baden-Württemberg

Textausgabe mit Erläuterungen.

Bearbeitet von Ministerialdirigent **Dr. Eberhard Bopp**.

2. Auflage 1964. 77 Seiten. Kartoniert DM 6,80

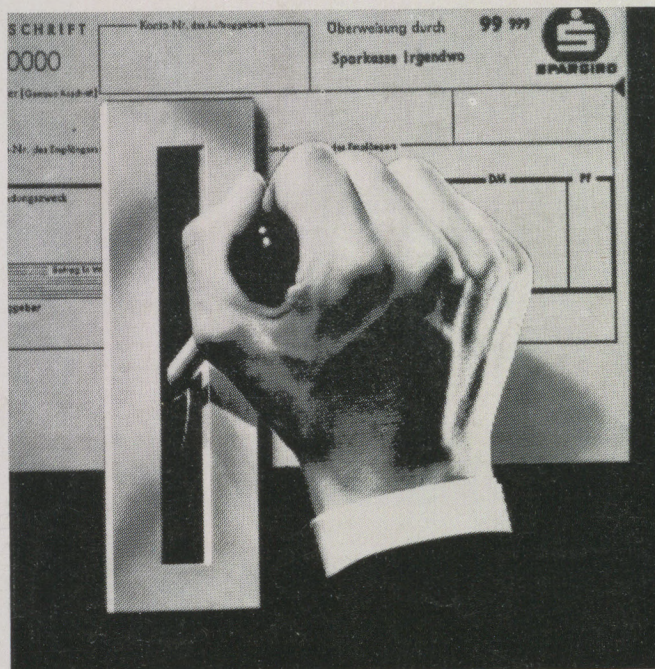
„Das Büchlein ist in handlichem Taschenformat und in ansprechender Aufmachung herausgebracht. Besonders das übersichtliche Inhaltsverzeichnis ermöglicht ein müheloses Nachschlagen der Bestimmungen. Die klare und übersichtliche Druckanordnung verdient besondere Hervorhebung. So ist das Gesetz für den Fachmann unentbehrlich, aber auch jedem Laien kann die interessante Schrift auf das wärmste empfohlen werden.“ Badisches landwirtschaftliches Wochenblatt

„... alles in allem also ein Büchlein, das dem Juristen Freude bereiten und dem Praktiker im Naturschutz ein unentbehrliches Handwerkszeug sein wird.“ Kultus und Unterricht

100
JAHRE
WK
KOHLLHAMMER

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart

Schalten Sie auf »bargeldlos«



Eigentlich brauchen Sie nur einen Griff zu tun: schon haben Sie umgeschaltet auf bargeldlos (wie übrigens heute bereits Millionen Menschen!). Sie zahlen nicht mehr in bar; das ist umständlich und auch gefährlich. Verluste können Sie vermeiden, wenn Sie durch Überweisung oder Scheck bezahlen. Und bequemer geht es auch – das ist Ihr Vorteil.

Ein Girokonto braucht jeder

Ob geschäftlich, als Lohn- oder Gehaltskonto oder privat – ein Girokonto macht vieles leichter. Weil es Wege, Ärger und Zeit erspart. Wer ein Girokonto bei der Sparkasse besitzt, hat umgeschaltet: auf zeitgemäß, auf bargeldlos.

Wenn's um Geld geht
SPARKASSE

